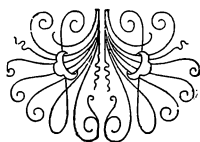


Die  
„Oberdeutsche allgemeine Litteratur=  
Zeitung“.



Don

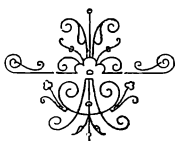
**Dr. Karl O. Wagner.**



# Inhalt.

Dorwort . . . . .	93—94
Einleitung . . . . .	95—117
Übersicht über die literarische Kritik in Deutschland . . . . .	95—98
Literarische Entwicklung Oberdeutschlands, besonders Bayerns . . . . .	99—102
Salzburgs literarische Verhältnisse . . . . .	102—110
Lorenz Hübner und die Salzburger monatlichen Literaturblätter . . . . .	110—117
Die oberdeutsche allgemeine Literatur=Zeitung . . . . .	118—215
I. Allgemeiner Teil . . . . .	118—139
1. Geschichte der Zeitschrift . . . . .	118—131
Vorarbeiten zur Gründung . . . . .	118—120
Die Mitarbeiter und ihre Bestrebungen . . . . .	120—124
Verleger, Herausgeber u. s. w. . . . .	124—127
Die Münchner Zeit . . . . .	127—131
2. Inhalt der Zeitung . . . . .	131—139
Religionswissenschaftliche Schriften . . . . .	132—135
Schulwesen und Philosophie . . . . .	135—137
Schriften aus den verschiedenen Wissensgebieten . . . . .	137—139
Musikalische Werke . . . . .	139
II. Besonderer Teil . . . . .	140—215
1. Die politische Haltung . . . . .	140—159
Friedrich II. und Josef II., Fürstenbund . . . . .	140—143
Hierarchisch=politische Fragen . . . . .	144—148
Judenfrage . . . . .	148—149
Verhältnis zu Frankreich und Napoleon während der Fremdherrschaft . . . . .	149—159
2. Stellungnahme zu den Werken der Philosophie und Dichtung . . . . .	159—215
I. Philosophie . . . . .	160—176
Kant, seine Schüler und Gegner . . . . .	160—167
Sandwichlers Streit mit dem Antikant Stattler . . . . .	167—169
Sichte . . . . .	169—172

Verhältnis zu Schelling und Hegel . . . . .	172—175
Schleiermacher, Herbart . . . . .	176
II. Dichtung . . . . .	177—215
Ältere Generation bis Lessing . . . . .	177—180
Klopstock und der Hain . . . . .	180—182
Stürmer und Dränger . . . . .	182—184
Wieland . . . . .	184—185
Goethe . . . . .	185—192
Schiller (Xenienstreit) . . . . .	192—205
Metrische Beobachtungen . . . . .	205—207
Zeitgenossen der Klassiker (Matthijon, Blumauer, Kose- garten) . . . . .	207—208
Koßebue, Jffland, Vulpius, La Fontaine . . . . .	208—211
Romantische Schule, Jean Paul, Zacharias Werner . . . . .	211—215
Arndt, Körner, Kleist, Jahn . . . . .	215



## Vorwort.

---

Noch sind es nicht 100 Jahre, seit das letzte Blatt der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ in die Welt hinausging, und doch ist heute schon selbst dem Fachmanne kaum mehr als der Name der Zeitung bekannt; Salomons Geschichte des deutschen Zeitungswesens kennt nicht einmal diesen, nur F. Riedl bringt in seiner Zusammenstellung über das Salzburgerische Zeitungswesen eine kurze Geschichte der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ bis zum Jahre 1800. Aber auch er teilt zum Schlusse nur die Übersiedlung nach München mit, ohne über ihr weiteres Schicksal etwas zu verraten, und spricht von Bierthalers „Literaturzeitung für Salzburg“, die ihr an Bedeutung nicht annähernd gleichkam, in einer Weise, als ob diese als unmittelbare Fortsetzung zu betrachten wäre.<sup>1)</sup>

Es ist auch leicht einzusehen, daß unsere Literaturzeitung beinahe in Vergessenheit geraten ist, wenn man nur bedenkt, daß ja Kritik selbst schon ein undankbares und mühsames Geschäft ist und man — gewiß mit großem Unrechte, denn auch Rezensionen können den Lebensinhalt eines Mannes ausmachen und, wenn sie aus reiner Überzeugung fließen, wert sein, Gegenstand literarhistorischer Betrachtung zu werden — selbst die größten kritischen Werke der Vorzeit in den Sammlungen ruhen ließ. Ich erinnere nur daran, daß wir wohl von der ersten literarischen Zeitschrift großen Stils, der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“, eine Geschichte aus der Feder Jakob Minors besitzen, die in dessen Werke über Chr. Felix Weiße ein eigenes Kapitel bildet und von demselben Verfasser auch die Geschichte der Lessing'schen Literaturbriefe stammt, die wir in dessen Buch über Lessings Jugendfreunde finden. Und wenn auch über einzelne kleinere Literaturzeitungen gute Arbeiten vorliegen, so müssen wir aber einer größeren zusammenfassenden Arbeit über die „Allgemeine Literaturzeitung“ von Jena noch entbehren.

So hatten auch die 46 Bände der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“, die ich in der Salzburger Studienbibliothek fand, seit Jahr-

---

<sup>1)</sup> Diese in Salzburg allgemein verbreitete Meinung möchte ich gleich an dieser Stelle als unrichtig entschieden abweisen.

zehnten unberührt und einige sogar noch nicht einmal völlig aufgeschnitten, auf die Hand gewartet, die sie vor völliger Vergessenheit erretten sollte. Wohl haben die Zeitschrift einige Salzburger Schriftsteller, wie Franz Anthaller<sup>1)</sup> und Hermann Wagner<sup>2)</sup> als Quelle für ihre Arbeiten benützt, doch sie selbst blieb ebenso unbekannt wie früher. Dem entsprechend ist sie auch heute bereits ziemlich selten geworden. Schon fehlt in der genannten Sammlung der Jahrgang 1796; derselbe Jahrgang bildet auch eine Lücke in der Reihe der Bände von 1788—1799, die das Museum in Salzburg besitzt, während aus den späteren Jahren nur der letzte Jahrgang (1811) noch ungebunden erhalten ist; die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München ist nach der von mir gehaltenen Umfrage das einzige Institut, das alle 48 Bände der 24 Jahrgänge aufweist; in der Universitätsbibliothek in Tübingen stehen bloß 24 Bände der Jahrgänge 1788—1799 und die 14 Bände von 1805—1811 und in Wien gibt es nur die Jahrgänge 1791—1797<sup>3)</sup>, die sich im Besitze der kaiserl. Familien-Fideikommiß-Bibliothek befinden, wo ich auch die in Salzburg fehlenden 2 Bände von 1796 eingesehen habe.

Auf eines möchte ich noch hinweisen. Bei einer Arbeit wie der vorliegenden scheint es mir am schwierigsten, das richtige Maß in der Auswahl des Stoffes zu treffen, denn hier wäre ein Zuwenig ebenso schlecht wie ein Zuviel. Sie verfolgt ja nicht allein den Zweck, die Zeitung aus der Vergessenheit hervorzuholen, ihre Entstehung, Bestrebungen und ihren Lebenslauf zu schildern, ihr den gebührenden Platz unter den literarischen Organen anzuweisen und durch Eingehen auf einzelne Rezensionen, sowohl die politische Haltung der Zeitschrift festzulegen, als insbesondere durch Zusammenstellung der entsprechenden Urteile einen Beitrag zur Geschichte der Auffassung und Beurteilung der philosophischen und dichterischen Werke unseres klassischen Zeitalters in Oberdeutschland zu liefern, vielmehr soll auch dem literarischen Arbeiter die Möglichkeit geboten werden, über die Beurteilung einzelner Werke aus diesem Büchlein sich Aufschluß zu holen, ohne die schwer zugängliche Zeitschrift selbst zu Rate ziehen zu müssen; in vielen Fällen wird man freilich über meine Verweisungen auf die Quelle zurückgehen müssen. So glaube ich, auch in der ausführlicheren Behandlung besonders des zweiten Teiles das rechte Maß nicht überschritten zu haben.

<sup>1)</sup> Biographie Franz Michael Bierthalers.

<sup>2)</sup> Zeitalter der Aufklärung in Salzburg.

<sup>3)</sup> Aus dem 2. Bande von 1796 sind die Spalten 584—601 herausgeschnitten.

## Einleitung.

---

Gerade 100 Jahre bevor Goethe und Schillers Xenien ihr strenges Strafgericht über die zeitgenössischen Literaten hielten, hatte in Hamburg Christ. Wernicke zum erstenmale in Deutschland die Forderung nach einer strengen literarischen Kritik ausgesprochen. Auch damals waren es Epigramme gewesen, in denen er seine Stimme gegen eine ganze literarische Richtung, den Schwulst der zweiten schlesischen Schule, erhoben hatte. Er hatte es aber nicht vermeiden können, dem dadurch heraufbeschworenen Federkrieg schließlich einen ganz persönlichen Charakter zu geben, so daß diese gegenseitige Kritik einen recht erfreulichen Anblick allerdings nicht bot. Den Hamburger Zeitungen, die sich alsbald der literarischen Kritik bemächtigt hatten, ist es zu danken, daß in dieser Sache ein ernster Ton angeschlagen wurde. Es kann uns nicht wundern, daß gerade Hamburg, die reiche Handelsstadt, zuerst seine Zeitungen außer mit den geschäftlichen Nachrichten auch mit literarisch-kritischen Beiträgen ausstattete und durch diese der Satiriker Liskow in der Bekämpfung der schlechten Schriftsteller Schule machte, so daß man bald die Kritik der Literatur und Gelehrsamkeit für unentbehrlich fand.

Doch schon früher hatten sich Zeitschriften mit der Literatur beschäftigt. Dabei denke ich zunächst an die von dem Leipziger Professor Otto Mencken von 1682 an in lateinischer, seit 1712 in deutscher Sprache herausgegebenen „Acta eruditorum“. In Bezug auf Beurteilung literarischer Erzeugnisse bedeuten jedoch erst die „Monatsgespräche“ des Thomasius einen entscheidenden Schritt. Hatten die „Acta“, die übrigens ihr hundertjähriges, seit Lessings Auftreten völlig bedeutungsloses Dasein bis 1782 zu Ende führten, für die Kritik als solche keine Bedeutung erlangt, da sie bloße Inhaltsangaben erschienener Bücher ohne eigenes Urteil brachten, machte Thomasius seine Zeitschrift zum Träger der darin ausgesprochenen Meinung und wandte sich in der ihm eigenen fecken Art gegen die Pedanterie der Gelehrten; noch ist aber ebenso

wenig wie in den „Acta“ ein allgemeiner Gesichtspunkt zu erkennen, ja den Werken der schönen Literatur bringt Thomasius nicht das geringste formelle Interesse entgegen. Trotzdem aber hatte man erkannt, welch' wirksames literarisches Kampfmittel eine derartige Zeitschrift sei; und wie man daselbe zu gebrauchen verstand, zeigen sofort die schon in den nächsten Jahren in den verschiedensten deutschen Städten auftretenden literarischen Blätter, in denen vorläufig die positive Kritik wieder ganz zurücktritt, indem sie für die jeweiligen Parteien bloß ein Sammelplatz für ihre Erzeugnisse werden.

Erst den vereinigten Bestrebungen Lessings und Nikolais gelang es, die erste große literarische Zeitschrift zu schaffen, wobei sie an die Forderungen der Hamburger Kritiker anknüpfend die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ gründeten, deren Absicht es war, sowohl durch selbständige Abhandlungen als durch Besprechung erschienener Werke Beredsamkeit, Dichtung und daneben auch die bildende Kunst zu fördern, vor allem aber das deutsche Drama zu heben. Zwar galt sie bis zu ihrem Eingehen im Jahre 1806 als literarischer Mittelpunkt, aber ihr Einfluß wurde mit den Jahren immer geringer. Christ. Felix Weiße, der schon nach dem fünften Bande die Herausgabe übernommen hatte, war es wohl gelungen, tüchtige Mitarbeiter wie Garbe, Engel, Kästner, Gerstenberg und selbst Winkelmann zu gewinnen, aber zu einer führenden Rolle konnte seine Zeitschrift nicht gelangen, da der Herausgeber, dem Prinzipie der Mittelmäßigkeit folgend, über den Gesichtskreis eines Rabener, Gleim und Uz sich nicht zu erheben vermochte und überdies, um alle Streitigkeiten zu vermeiden, alles, was ihm nicht in seinen Kram paßte, rücksichtslos totschwieg oder mit farblos bedächtigen Raisonnement abfertigte.<sup>1)</sup>

Als Lessing einsah, daß durch die „Bibliothek“ der Geschmack des deutschen Publikums nicht gebessert werden könne, versuchte er dies 1759 durch die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, zu erreichen, womit er das erste eigentlich kritische Organ schuf, dessen Bedeutung hauptsächlich auf den 54 von Lessing selbst verfaßten Briefen beruht, und das insbesondere durch den Hinweis auf Shakespeare und die Alten das Drama förderte und nicht zuletzt durch die Bekämpfung der seraphischen Überschwänglichkeit Klopstocks und des jungen Wieland letzterem zum Durchbruche seines eigenen bisher unterdrückten Naturells verhalf.

Nachdem jedoch Lessing schon seit 1760 Berlin verlassen hatte,

<sup>1)</sup> Minor, „Christ. F. Weiße“.

gründete Nikolai an Stelle der eben aufgelassenen „Literaturbriefe“ die „Allgemeine deutsche Bibliothek“. Vom Standpunkte des Rationalismus sollten hier alle neu erscheinenden Werke besprochen und auf ihren wahren Wert geprüft werden und so sollte das Unternehmen das gesamte literarische Leben der Nation widerspiegeln.<sup>1)</sup> In der Tat gelangte diese Zeitung in den Jahren 1765—85 zu außerordentlicher Bedeutung, die den vielen hervorragenden Mitarbeitern, von denen ich hier nur Herder, Merck, Knigge, Musäus nennen will, zu verdanken war. Ausgezeichnet war aber auch die Redaktion Nikolais, der — allerdings oft nicht ohne starke Striche und gewaltsame Änderungen — dem Ganzen das Gepräge der Einheitlichkeit zu geben verstand. Doch wie wohlthätig diese Zeitung auch anfangs für die Aufklärung gewirkt hatte, mußte auch sie das Schicksal ihres Herausgebers erleben, der die Entwicklung deutschen Geistes unter Goethes Führung nicht mitmachte, sondern sich dem neuen Zeitalter feindlich gegenüberstellte. Während Nikolai also seine „Bibliothek“ zum Organ des Rückschrittes machte und auf sich selbst Spott und Hohn der Literaten lud, erstand in Jena in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ im Jahre 1785 das Organ der neuen klassisch-romantischen Richtung, das sich sofort auf den Standpunkt der Kantischen Philosophie stellte, Kant selbst, Schiller, W. v. Humboldt, Körner, Schlegel und Schreyvogel als seine bedeutendsten Mitarbeiter heranzog, Goethes volle Sympathien für die Sache gewann und somit auf Jahre die führende Rolle übernahm.

Neben diesen herrschenden Literaturzeitungen bestanden aber noch kleinere Blätter, die an allgemeiner Bedeutung wohl zurückstanden, aber durch den Gegensatz, in welchen sie sich zu diesen stellten, nicht ohne Wirkung blieben, von denen ich nur die bedeutenderen nennen will: Herder hatte in den „Fragmenten“ an Lessing angeknüpft, Alog bekämpfte in der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ während der Jahre 1767—71 die Bestrebungen Lessings; Gerstenbergs „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur“, die sogenannten Schleswigischen Literatur-Briefe, hinwider bahnten in der Form an Lessing anknüpfend (1766 und 67) durch Hervorhebung des Volkstümlichen und Shakespeares den Übergang zu dem Blatte der Stürmer und Dränger, den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, in denen 1772 der junge Goethe und seine Freunde ihre journalistische Tätigkeit entwickelten, und das sich auch nach Goethes Rücktritt bis 1796 erhielt, wogegen (1780—82) Lichtenberg und Forster

<sup>1)</sup> Minor „Lessings Jugendfreunde“.



in dem „Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Literatur“, ohne sonderlich beachtet zu werden, ihre Stimme erhoben.

Wir sehen also die verschiedensten Gegenden Deutschlands in diesen literarischen Organen ihr Urteil abgeben und lebhaften Anteil nehmen an dem Aufschwunge der Literatur; nur der Süden Deutschlands schweigt. Seit der Reformation war diese Scheidung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands eingetreten, die so weit ging, daß fast jedes Land sich in literarischer Beziehung völlig von den anderen abschloß.

Die Vermittlung zwischen Norddeutschland und dem Süden übernahm Schwaben. Ein gewisser kosmopolitischer Zug war den Schwaben von jeher eigen gewesen. Schwaben endlich, mit seinen vielen unabhängigen Reichsstädten, war zu einem Lande der Publizistik wie geschaffen, dort konnte am ehesten eine freie Meinung in Zeitschriften ausgesprochen werden.

So hatte Balthasar Haug 1762 eine Programmschrift über den „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ herausgegeben, deren Wert nicht eigentlich in den ausgesprochenen Behauptungen sondern vielmehr darin liegt, daß der Verfasser hier zum erstenmale die Schranken zwischen Schwaben und dem Auslande durchbrach.<sup>1)</sup> Wichtiger noch ist Haugs „Schwäbisches Magazin“, an dem der junge Schiller mitarbeitete und sein persönlicher Einfluß auf Schubart. Christian Friedrich Daniel Schubart und Rudolf Weckherlin führen auf dem Gebiete der Publizistik das Wort: beide ähnlich in ihrem Schicksale, grundverschieden in ihrer Natur: Weckherlin ernst und pathetisch, Schubart ein leichtes Blut, kühn dreinschlagend, wie er ja die meisten und besten seiner Aufsätze für seine Zeitungen im Wirtshause geschrieben hat. Schlözers in Göttingen erscheinende „Staatsanzeigen“ (1782—93), die bedeutendste politische Zeitschrift der Zeit des aufgeklärten Despotismus, wirkte auf Weckherlins Zeitschriften, das „Graue Ungeheuer“ (grau wegen des Umschlages) und die „Chronologen“, nachdem Schubart seit 1774 unter dem Schutze der freien Reichsstadt Ulm seine „Teutsche Chronik“ zu Augsburg herausgegeben hatte, bis ihn der Herzog Karl von Württemberg ohne Recht und Gericht auf dem Hohenasperg gefangen setzen ließ und nicht eher freigab, als durch die zehnjährige Knechtung der starre Sinn des Mannes gebrochen war und aus dem unerschrockenen Kämpfer ein Offiziosus wurde, dessen nach 1787 geschriebenen Zeitungen nur mehr geringen Wert besitzen.

Ein Zweites war von Bedeutung für Bayern im besondern.

<sup>1)</sup> Minor, Schillers Leben, I. 122.

Bayern stand durch sein Herrscherhaus in engeren Beziehungen zur Pfalz. Dort hatte die Aufklärung in Mannheim festen Fuß gefaßt. Auch hier — wie in Wien Blumauer und später in München und Salzburg Lorenz Hübner — finden wir den Erjesuiten Anton v. Klein an der Spitze der Bewegung und ihm zur Seite den Buchhändler Schwan, in dessen Hause Schiller verkehrte. Zur Förderung der Aufklärung gab Schwan eine Monatschrift, „Die Schreibtafel“, heraus und in derselben Absicht gründete Klein (1783) das „Pfälzische Museum“, an das sich dann in München Westenrieder unmittelbar mit seinem „Pfalzbaierischen Museum“ anschloß.

Wie kam es aber, daß trotz dieser Verbindungen erst so spät in Bayern ein tatsächlicher Aufschwung des literarischen Lebens zustande kam, daß man so lange mit den norddeutschen Urteilen über die Literatur sich zufrieden gab oder daß die meisten der Literatur überhaupt völlig teilnamlos gegenüberstanden? Eine in knapper Form gefaßte Darstellung der literarischen und insbesondere der journalistischen Verhältnisse Bayerns, das eben für uns hauptsächlich in Betracht kommt, möge diese Frage lösen helfen.

Die Geschichte der geistigen Entwicklung Bayerns im 18. Jahrhundert weist zeitlich sowohl als in der Art der einzelnen Entwicklungsstufen charakteristische Unterschiede von der des übrigen Deutschland auf; gemeinsam ist nur das Ergebnis: „eine Loslösung von den lähmendsten Fesseln geistiger Starrheit und Gebundenheit, das Erheben des Individuums über die träge Masse und die Geburt des freien Gedankens, der das Überlieferte nicht für heilig hält, weil es überliefert ist, sondern neuem Inhalte neue Form zu geben weiß“.1) Während im Norden Deutschlands die geistige Entwicklung im zweiten Drittel des Jahrhunderts rasch fortschritt, stand Bayern unter dem Banne des Jesuitismus, der das römische Element dem germanischen als unverföhnlichen Gegensatz entgegenstellte. Auf diese Weise hatte Bayern und ganz besonders München bis zum Jahre 1760 an der deutschen Literatur so gut wie gar keinen Anteil genommen und theologische Abhandlungen und lateinische Dissertationen über rein wissenschaftliche Gegenstände waren die höchsten literarischen Leistungen, von schöner Literatur finden wir überhaupt keine Spuren.2) Mit der äußersten Strenge wußten die Jesuiten die Zensur zu üben, so daß wir es erklärlich finden, wenn gerade die tüchtigsten Männer ihrem

1) „Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte“, Bd. 51, 2. Band „über Münchener Bühne“, Seite 1.

2) Ebend. Seite 117.

engeren Vaterlande den Rücken kehrten und nach Norddeutschland auswanderten, gerade wie Thomas Abbt aus Ulm diesen Fesseln entflohen war und seine Kräfte nach Lessings Rücktritt den Berliner Literaturbriefen gewidmet hatte. Noch leichter werden wir es begreifen, wenn das große Publikum sich scheu von der Literatur fernhielt und den meist wertlosen Erzeugnissen der Presse kein Interesse entgegenbrachte, obwohl diese Teilnahmslosigkeit des bayerischen Publikums bis zu einer Zeit dauerte, da längst wertvollere Werke eine bessere Aufmerksamkeit verdienten, so daß der Vorwurf, den Lorenz Hübn er noch im Jahre 1788 seinen Landsleuten machen mußte, leider zu sehr berechtigt war.

Erst Kurfürst Max III. Josef (1745—1777) erkannte die fürchterliche Lage des Volkes, verstand die Forderungen einer neuen Zeit und bemühte sich mit rastlosem Fleiße, nationales und freiheitliches Empfinden zu wecken, aus der slavischen Abhängigkeit vom Jesuitismus zu entfliehen. Die entscheidende Tat war die Gründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1759, welcher der Kurfürst seine besondere Fürsorge angedeihen ließ und durch die Befreiung aller aus der Akademie hervorgehenden Schriften von der den Händen der Jesuiten nicht zu entwindenden Zensur die Urbedingung für eine freie geistige Betätigung schuf. Mit aller Kraft wehrten sich dagegen die Jesuiten; aber ihre schlechten Kampfdramen trugen — wie der ganze Streit — das Merkmal der Ohnmacht in sich; sie waren nicht imstande, wie vor 200 Jahren, etwas Tüchtiges und Wertvolles den Bestrebungen der Akademie entgegenzusetzen: es schien, als ob der alte Geist, der aus dem Körper gemichen war, noch lange umginge. Aber auch die Akademie mußte etwas Reales schaffen. Da beinahe das gesamte Schul- und Bildungswesen in den Händen des Jesuitenordens lag und ihm auch nicht plötzlich entrisen werden konnte, galt es zunächst Bücher der Aufklärung unter das Volk, besonders die Jugend zu bringen. Diesem Zwecke diente die von der Akademie (1764) gegründete erste Monatschrift, die „Bayerischen Sammlungen und Auszüge zum Unterrichte und Vergnügen“, deren kräftigster Mitarbeiter der verdienstvolle Reformator des bayerischen Schulwesens, Heinrich Braun, ein Benediktiner aus Tegernsee, war. Hauptsächlich auf Hebung des arg verwahrlosten wirtschaftlichen Lebens zielten die vom Hofkammerrat Franz v. Kohlbrenner (1766) begründeten „Churbaierischen Intelligenzblätter“ ab, denen im Jahre 1769 der „Patriot in Baiern“ mit ähnlichen Tendenzen folgte. Eine Theaterzeitschrift „Der Theaterfreund“ blieb leider nur Plan.

Aber nicht nur in München, sondern auch von einem zweiten Mittel-

punkte aus zog die Aufklärung des Volkes immer weitere Kreise: in dem von wundergläubigen Wallfahrern besuchten Alt-Ditting gründete der Weltpriester Franz v. Hoppenbichl<sup>1)</sup> im Jahre 1765 eine Gesellschaft, die nach ihrem später gewählten dauernden Sitze als „Sittlich ökonomische Gesellschaft zu Burghausen“<sup>2)</sup> bekannt, viel zur wirtschaftlichen und geistigen Hebung Bayerns beitrug.

Kaum aber zeigten sich auf allen Gebieten des geistigen Lebens die ersten Erfolge dieser Bestrebungen, kaum sproßten aus einem Boden, der seit 100 Jahren nichts eigenes Kräftiges gespendet hatte, verheißungsvolle Ansätze, da brachte der Tod Maxens und der Regierungsantritt Karl Theodors von der Pfalz eine jähe Wendung. Wiewohl dieser in der Pfalz die Verbreitung der Aufklärung gefördert hatte, zeigte er sich in Bayern von einer anderen Seite. Scheu und heimlich verkrochen sich jetzt alle freiheitlichen Gedanken und der Jesuitismus erfreute sich unter dem Fürsten, der Denunzianten wie Lippert und den Jesuitenpater Frank zu intimsten Beratern hatte, trotz der im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung des Ordens einer größeren Machtstellung als je. Wohl durfte das Theater in München bestehen bleiben, aber die aufgeführten Stücke konnten dem Volke wohl kaum eine geistige Nahrung bieten und zeigen — im Verhältnis zu dem in Salzburg gebotenen — die niedrige Stufe, auf welche die Münchener Bühne trotz einiger als Schauspieler nicht unbedeutender Männer durch die strenge Zensur herabgedrückt werden mußte; denn vaterländische Stoffe oder Ereignisse aus dem Königshause behandelnde Stücke waren unbedingt verboten und die Lustspiele Kotzebues, die in anderen Städten volle Häuser erzielten und das Publikum unterhielten, konnten nur gespielt werden, wenn es gelungen war, den Autor verborgen zu halten.

Recht traurig war es auch um die politische Zeitung in München bestellt. Bis zum Jahre 1750 lassen sich überhaupt nur Versuche, eine solche Zeitung zu gründen, nachweisen und konnte sie in den Jahren des aufstrebenden Geisteslebens nicht zu Ansehen gelangen, war es unter den gegenwärtigen Umständen auch Lorenz Hübner und Josef Milbiller nicht möglich, die „Münchner Staats-, Gelehrte- und Vermischte Nachrichten“ vorwärts zu bringen, umsomehr als Hübner schon nach drei Jahren (1783) infolge der Anfeindungen der Jesuiten gezwungen war, von der

<sup>1)</sup> Hoppenbichl, geb. zur Burghausen 1721, gest. 1779. Ueber ihn Baaders „Gelehrtes Bayern“ I. 523 f.

<sup>2)</sup> Karl v. Reinhartstöttner: „Die sittlich-ökonomische Gesellschaft zu Burghausen 1765—1802“, in den „Forschungen zur Kultur- und Literatur-Geschichte Bayerns“. III. Seite 48—151.

Redaktion auszuscheiden. Noch schlechter erging es einer „Moralischen Wochenschrift“ mit literarisch-politischen Tendenzen, dem „Zuschauer in Baiern“, den Josef Schmidt und Milbiller herausgaben: er wurde 1783 gewaltsam unterdrückt.

Umso höher muß aber auch die Tat Hübners geschätzt werden, der, selbst erfüllt von dem Geiste Friedrichs des Großen und Josefs II., begeistert für die Ideen der Aufklärung, als er in München vor den finsternen Mächten weichen mußte, mit scharfem Blicke Salzburg sich als Stätte für sein Wirken erkor, die Gebildeten zuerst an selbständige literarische Kritik zu gewöhnen und endlich die zerstreuten süddeutschen Gelehrten vereint für sein Unternehmen zu gewinnen wußte und plötzlich — und im großen Deutschland nicht erwartet — in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ ein monumentales Werk schuf, das von der kleinen Salzachstadt ausgehend sofort seinen Weg durch ganz Deutschland machte. Wohlthätig wirkte diese Zeitschrift in den 24 Jahren ihres Bestandes in Oberdeutschland für die Verbreitung wahrer Aufklärung als auch gegenüber den anderen literarischen Organen, insbesondere den Nikolaischen, in Rücksicht auf Werke der Dichtung den süddeutschen Geschmack und bei Beurteilung der zahlreichen theologischen Schriften auch den Standpunkt der katholischen Aufklärung entgegen dem protestantischen kräftig vertretend.

Sofort erscheint es nun sehr merkwürdig, wie Salzburg, die Residenz eines geistlichen Reichsfürsten, der Ausgangspunkt für dieses Unternehmen werden konnte. Eine nähere Betrachtung über Salzburgs politische und literarische Verhältnisse sowie eine Charakteristik Lorenz Hübners mögen daher, bevor wir auf die Zeitung selbst eingehen, zeigen, daß gerade diese Stadt im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts der denkbar günstigste Ort für die Entstehung und das Gedeihen der Literaturzeitung war und Hübner die Persönlichkeit, die das Werk zu schaffen vermochte.

Am 14. März 1772 war der Bischof von Gurk, Hieronymus Graf Colloredo, als letzter weltlicher Kirchenfürst des alten Erzstiftes Salzburg vom Domkapitel gewählt worden. Seit Jahrhunderten schon hatte Salzburg in der süddeutschen Politik den beiden Nachbarstaaten als Schachbrett gedient, ein Schicksal, das es mit vielen kleinen Fürstentümern teilte, die ebenso zwischen mächtige Erbstaaten eingestreut lagen; wenn auch gemäß dem von Erzbischof Wolf Dietrich und seinen Kapitularen im Jahre 1606 beschworenen Statute österreichische und bayerische Prinzen für immer von dem salzburgischen Domkapitel ausgeschlossen waren, hatten beide Mächte doch Mittel gefunden, ihre Vasallen auf den erzbischöflichen

Thron zu erheben. In diesem Falle hatte die österreichische Politik entgegen der bairischen und dem Wunsche des Volkes den Sieg errungen, denn für den Grafen Colloredo hatten außerdem sein einflußreiches Haus und persönliche Freundschaft mit Kapitularen gewirkt. Er war der Mann, den die österreichische Politik von jeher für ihre Zwecke herangebildet hatte; als Bögling des Theresianums in Wien und des Collegium Germanicum in Rom war er von Kaiser Franz I. schon im Jahre 1759 zum Auditor rotae Romanae für die deutsche Nation bestellt worden und als 1762 die Besetzung der Diözese Gurk an Osterreich war, hatte die Kaiserin Maria Theresia dem noch nicht völlig 30 Jahre alten, damals schon salzburgischen Domherrn Grafen Colloredo dieses Bistum verliehen.

Hieronymus, ein Mann, der jetzt mit dem 40. Lebensjahre das höchste erreichbare Ziel erlangt hatte, der ohne Vertrautheit mit der Philosophie der Gesetzgebung nur von Erfahrung und klarem Verstande geleitet die Mittel für seine Zwecke ergriff, war mäßig und arbeitsam, sparsam, ein Feind des Schlendrians und der Gemächlichkeit sowie der religiösen Außerlichkeiten. Der Geist des von Kaunitz und Josef II. ausgegangenen hierarchischen Systems war ihm vertraut und in demselben hatte er bereits in seiner Diözese Gurk gegen die krasse Bigotterie Kärntens, gegen den Obskurantismus der dortigen Klöster, gegen die einseitigen Verbindungen mit Rom, überhaupt gegen die Mißbräuche im Glauben und Priestertum gewirkt. Es war für ihn eine Vorschule des oberhirtlichen Amtes im nächstlichsten Teile Deutschlands.<sup>1)</sup>

Auf dieser Bahn fortschreitend zeigte er sich nun sofort als Reformers sowohl in kirchlichen Dingen als auf dem Gebiete der Politik, Verwaltung und allgemeinen Bildungswezens, wobei ihm nicht wenig der im Februar 1773 aus der Gegend von Würzburg berufene Konsistorialrat J. Mich. Bönike als geheimer Sekretär an die Hand ging.

Da es sich im folgenden um eine Darstellung des geistigen Lebens in Salzburg handeln soll, werden wir hier von einer Betrachtung der Reformen im einzelnen natürlich absehen und nur zeigen, daß von Seite des Erzbischofes der Entfaltung des literarischen Lebens nicht nur kein Hindernis entgegengestellt wurde, sondern für die Pflege der Wissenschaft und schönen Literatur alle möglichen Bedingungen gegeben waren.

Angeregt durch das Streben Osterreichs begann Hieronymus, richtigere Religionsbegriffe und echte Moral entgegen dem Übermaße der

<sup>1)</sup> Koch-Sternfeld, Die letzten 30 Jahre des Erzstiftes Salzburg. Seite 16.

kirchlichen Mißbräuche zu verbreiten. Eingeleitet wurde die Reform durch eine Verminderung der Feiertage und durch Fastendispenfen während der Teuerung; Prozessionen wurden eingeschränkt und die geistlichen Schauspiele in und außerhalb der Kirchen entfernt. Im Jahre 1782 folgte dem von Josef II. erlassenen Toleranzedikte jener merkwürdige Hirtenbrief des Erzbischofs über das Wesentliche und Nichtwesentliche der Religion und des Gottesdienstes, worauf die Kirchenreform noch eifriger fortgesetzt, insbesondere das Bibellesen sehr begünstigt wurde. Um den Nachwuchs der Geistlichkeit in diesem Sinne zu erziehen, wurde auch das Priesterhaus als die Pflanzschule für religiöse Volkskultur reformiert, indem man weniger auf mönchische Strenge und Gewandtheit im Ritus und Ausrüstung gegen die Heterodoxie als auf die Bildung von sittlichen Charakteren achtete. Zur Hebung des Volksschulunterrichtes hatte Hieronymus im Jahre 1774 eine eigene Schulkommission eingesetzt, aber die Verbesserungen konnten nicht recht Wurzel schlagen, weil es an tüchtig gebildeten Lehrern mangelte. Erst als der Pädagoge Frz. Mich. Bierthaler im Jahre 1790 zum Direktor der deutschen Schulen ernannt und unter dessen Leitung ein Seminar zur Heranbildung von Lehrern begründet wurde, war auch der Grund zu einem geordneten Volksschulwesen des Landes gelegt.

Das Gymnasium und die Universität<sup>1)</sup> standen unter der Benediktiner-Konföderation und blieben unter Hieronymus in demselben Verhältnisse. Am Gymnasium war nach alten Lehrplänen das Latein die Hauptsache, die übrigen Gegenstände wurden ziemlich planlos und langwierig vorgetragen; auch an der Universität gab es noch einige Disziplinen, die nicht in weitere Kreise dringen konnten, weil ihr Streben nicht Aufklärung, sondern ein unfruchtbares Bekämpfen neuerer Meinungen war. Aber vermöge der günstigen geographischen Lage fehlte es durchaus nicht an Studenten und auch unter den Professoren waren immer einige mit Recht als Gelehrte hochgeachtete Männer tätig, wie die Juristen und Staatsrechtslehrer Philipp Gäng und Konrad Hartleben, der Philosoph und Historiker August Schelle,<sup>2)</sup> der Logiker und Metaphysiker Bernhard Stöger und der gelehrte Benediktiner Joh. Damaszenus von Kleinmayrn.<sup>3)</sup> Wie andere geistliche Reichsfürsten in den letzten Jahren ihrer Herrschaft war auch Colloredo nach dem Vorbilde des Kurfürsten Erthal von Mainz, der sogar Heinse an seine Universität berufen hatte

<sup>1)</sup> Gymnasium gegründet 1617, die Universität 1623.

<sup>2)</sup> Schelle war Rektor in den Jahren 1792 ff.

<sup>3)</sup> Kleinmayrn, Rektor 1778—92.

bestrebt, seine Universität zu Ansehen zu bringen; ein neuer Studienplan, den der Erzbischof verlangte, kam zwar nicht zustande, doch wurde die philosophische Fakultät entsprechend erweitert und regelmäßig erschienen zu Beginn des Studienjahres Lektionskataloge.

Um in allen Zweigen der Wissenschaft und Verwaltung tüchtige Männer zu gewinnen, schickte man Landesfinder mit reicher Unterstützung der Landschaft nach Rom, Göttingen, Gießen, Mainz und Paris und auf die Forstanstalten am Rheine sowie in die Bergwerke nach Sachsen und Ungarn, endlich an das Reichskammergericht nach Wezlar, an den Reichshofrat nach Wien und auf die Reichstage; auch das Stift Sanct Peter blieb nicht zurück und sandte seine besten Leute auf die Bildungsstätten des Auslandes, was gelegentlich in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ von Jena sehr lobend hervorgehoben wird.<sup>1)</sup> Fehlte es in einem Fache an einheimischen Gebildeten, war man bemüht, berühmte Männer des Auslandes nach Salzburg zu ziehen; diese folgten gerne dem Rufe: Hof und Stadt waren viel besucht von fremden Gelehrten.

Die Mittel des Wissens und der Bildung waren aber auch hier nicht im ausschließlichen Besitze der Universität. Vielmehr besaß Salzburg von jeher schon eine von diesem Institute ganz unabhängige nicht geringe Zahl von Literaten, Künstlern, Freunden und Förderern des Nützlichen, Schönen und Wissenswürdigen.<sup>2)</sup> Aus ganz freiem Antriebe hatten sich bewährte Männer allen Gebieten der Wissenschaft gewidmet. Durch weise Preßfreiheit wurde die einheimische Schriftstellerei besonders gefördert, denn für das von Hieronymus gleich zu Beginn seiner Regierung (22. Dezember 1772) erlassene Zensurgesetz waren sehr liberale Grundsätze maßgebend gewesen und eine etwas schärfere Aufsicht wurde nur über auswärtige Bücher, Kupferstiche und Kalender<sup>3)</sup> geführt, indessen man in Salzburg, vorzüglich im politisch-hierarchischen Fache, über Dinge schreiben durfte, worüber man in München und Wien einige Zeit hindurch nicht einmal zu denken wagte. Förmliche Gelehrten-Vereine gab es in Salzburg nicht, aber die freien Arbeiten der einzelnen in ihren eigenen Wissensgebieten ließen das Bedürfnis nach solchen gar nicht fühlen. Der Buchhandel blühte; aus ganz Oberdeutschland wurden Bücher in Salzburg verlegt. Bis gegen Ende des Jahrhunderts bestand diese freie Zensur, die nur die Verhandlungen des Cabinettes und der Landesstellen nicht gerne veröffentlicht sah, gegen literarische Sudler verdiente Zurecht-

<sup>1)</sup> „Allgemeine Literaturzeitung“ Jahrgang 1787.

<sup>2)</sup> Koch-Sternfeld a. a. D. Seite 168.

<sup>3)</sup> Erlässe vom 4. März 1775, 9. Oktober 1802.



weisung fand, Zeitungen und Schriften der Professoren jedoch ganz freidurchgehen ließ.<sup>1)</sup> Auch auf dem Lande gab es viele unter den Geistlichen und Beamten, die sich mit Wissenschaften und schöner Literatur befaßten; denn in der Zeit des Friedens und da der Geist noch nicht mechanischer Überbürdung erlag, ließen die Kanzleigeschäfte immer noch eine Frist und Lust zu einer edleren erholenden Beschäftigung. Lesezirkel und Leihbibliotheken gab es seit 1780 in der Hauptstadt und auf dem Lande.

Auf nicht genug zu würdigender Höhe stand aber Salzburgs Theater. Schon 1775 war das erzbischöfliche Ballhaus in ein Theater umgebaut und dadurch der Schauspielkunst eine würdige Stätte geschaffen worden, nachdem die früheren Schauspielertruppen in der Trinkstube oder im Ballhause selbst gespielt hatten, während man an schönen Sommerabenden auch noch in den folgenden Jahrzehnten Vorstellungen auf dem Sommertheater im Mirabellgarten liebte. In demselben Jahre erschien auch ein Theater-Wochenblatt, das neben den Anzeigen und Kritiken der aufgeführten Stücke auch selbständige Aufsätze brachte, wie „allgemeine Anmerkungen über den Zustand des deutschen Theaters überhaupt“ oder eine Geschichte des salzburgischen Theaters vom Anfange einer regulären Bühne insbesondere; ferner finden wir die in Deutschland erschienenen dramatischen und dramaturgischen Werke mit einem kurz gefaßten Urtheile aufgezählt und einige Fragen über das Verhältnis zwischen einer Stadt, der an einer guten Bühne etwas gelegen ist, und den Schauspielern ausführlich nach durchaus für ihre Zeit modernen Ideen erörtert: man sieht das Bestreben, dem Schauspieler den Zutritt in die gebildeten Kreise des Publikums zu eröffnen. Am wichtigsten für uns sind natürlich die Berichte über die Aufführungen während des Winters 1775/76. Salzburg besaß in der Truppe des Karl Wahr und besonders in der Tragödin Madame Körnerin ganz vorzügliche Darsteller, die nach den Urtheilen dieses Blattes auch mit den schwierigen Partien der Schauspiele von Shakespeare, Lessing und dem jungen Goethe ungetheilten Beifall, ja Begeisterung des Salzburger Publikums zu gewinnen vermochten. Wir sehen die Bühne auf einer Höhe wie wenige in Süddeutschland, auf der sie sich aber auch — nach den Zeugnissen des Intelligenzblattes und eines von mir im Museum gefundenen Theater-Tagebuches — während der folgenden drei ereignisreichen Dezennien zu ihrer Ehre behauptete.

<sup>1)</sup> Nach Erläßen vom 8. Dezember 1796 und 18. Juni 1798 schwand durch die gewöhnlichen Gegenmittel gegen die französische Revolution auch die Liberalität des Fürsten und mit ihr die Pressfreiheit. (Koch=Sternfeld a. a. D. S. 174.)

Auch die schöne Literatur selbst fand in Salzburg ihre Vertreter. Schon in den Zeiten des ausgehenden Mittelalters hatte die Lyrik am Hofe des Erzbischofs in Hermann von Salzburg ihren Vertreter gefunden, die Gestalt des gelehrten Paracelsus hatte bald einen phantastischen Sagenkreis um sich gezogen und auch in den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatten die Musen in der freundlichen Salzachstadt ein friedliches Asyl gefunden. Ebenso erhebt sich jetzt das literarische Leben, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu neuer Blüte. Als eine Jugendarbeit Franz Ant. v. Braunes entstand das fünftätige Trauerspiel „Guenna und Bivonne oder Untreue und Rache“, 1781 schrieb Bierthaler, damals noch Jurist, ebenfalls ein Trauerspiel „Der englische Spion“ das zwar auf dem Theater aufgeführt, jedoch kaum außerhalb Salzburgs bekannt wurde. Ein Jahr darauf hatte Lorenz Hübner, damals allerdings noch in München, einen „Hainz vom Stein“ geschrieben, der, von der Zensurbehörde durchgelassen, bei dem Kurfürsten heftigen Anstoß erregte;<sup>1)</sup> diesem ließ der Verfasser bald einen „Tancred“ folgen und in Salzburg veröffentlichte er seine „Camma, die Heldin Boariens“;<sup>2)</sup> die in Salzburg auf dem Theater mehrmals gespielt, in Bayern jedoch verboten und endlich wegen der darin ausgesprochenen Ideen auf den Index gesetzt wurde. Hübner versuchte sich auch auf dem Gebiete der Lyrik. Die beiden Musenalmanache, die er auf eigene Kosten in den Jahren 1787 und 1788 herausgab, besitzen leider nur einen sehr geringen Wert und wurden auch von der „Allgemeinen Literaturzeitung“ in Jena entsprechend schlecht behandelt, denn von den enthaltenen Gedichten, die nur zum Teile Hübner selbst zum Verfasser haben, gehören einige einer leichten, tändelnden, anacreontischen Muse an und zeigen ein besonderes Wohlgefallen an dem schäferlichen Kostüme, während die meisten mit nicht ungeschickter Satire den Hübner so eigensten Kampf gegen die Obskuranten und faulen Geistlichen führen, die sich nur pflegen und die Aufklärung am liebsten vom Volke fernhalten, um aus ihrer Ruhe nicht aufgeschreckt zu werden. Schließlich schied Hübner, als er zu Ende 1799 der Berufung des Kurfürsten Max II. Josef folgend wieder nach München zog, mit einem poetischen „Abschied vom Mönchsberge in Salzburg“ aus der ihm trauten Stadt, und mögen auch die Hexameter der seinen Freunden zum Abschiede gewidmeten Elegie, welche ein sehr niedliches Taschenbüchlein füllen, manchmal recht holperig sein und der Dichter im einzelnen bei

<sup>1)</sup> „Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Baierns“. III. 177.

<sup>2)</sup> Nach einem lateinischen Theaterstücke des Plazidus Scharl „Synnoryx und Camma“, das 1769 in Salzburg aufgeführt wurde.

Schillers „Spaziergang“ manche Anleihe gemacht haben: es ist ein Versuch, die Schönheit Salzburgs und seiner Umgebung zu schildern.

Weit größere Bedeutung als diese dichterischen Proben erlangten aber die wissenschaftlichen Arbeiten der Salzburger Gelehrten. Joh. Frz. v. Kleinmayrn, der Sohn einer alten Salzburgerischen Familie, der die Universität Göttingen besucht und das Reichskammergericht in Wezlar kennen gelernt, hatte als einer der gründlichsten einheimischen Rechtsgelehrten und Staatsmänner schon 1770 seine „Unparteiische Abhandlung vom Staate Salzburg“ erscheinen lassen, welcher nach fünf Jahren die „Nachrichten von dem Zustande der Gegenden und Stadt Suavia“ folgten, die noch heute für den Geschichtsforscher wertvoll sind, wie er auch als Verfasser von mehreren kleineren rechtswissenschaftlichen Schriften einen gewandten Juristen erkennen ließ. Der Freiherr Karl Ehrenbert v. Moll, den sein Talent und Ruf mit 30 Jahren an die Spitze der Salzburgerischen Finanzverwaltung gebracht hatte, war nicht minder auch als Geolog und Naturforscher bekannt. War er in der 1783 anonym erschienenen Schrift „So macht' ichs mit den Mönchen“ gegen das Unwesen, das Mönche im Gebirge mit dem abergläubischen Volke trieben, für die Verbreitung der Aufklärung eingetreten, sammelte er für das Jahr 1787 „Oberdeutsche Beiträge zur Naturlehre und Oekonomie“. Seine eigentliche Bedeutung erlangte Moll aber auf dem Gebiete des Bergwesens durch die „Nebstunden des Berg- und Hüttenmannes“ und noch mehr durch die „Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde“, die er vom Jahre 1797 an unter wechselndem Titel herausgab. Auch die Botanik fand eine vorzügliche Bearbeitung in Braunes „Flora Salisburgensis“, dessen spätere topographische Werke, die sich auf die Umgebung Salzburgs beziehen, ebenfalls mit steter Rücksicht auf die Flora geschrieben sind. Dem Erzbischofe war es ferner gelungen, den in ganz Süddeutschland berühmten Joh. Jak. Hartenkeil als seinen Leibarzt zu gewinnen. Dieser war ein gebürtiger Mainzer, hatte zu Würzburg, Paris und London studiert und Verbindungen mit den größten Medicinern seiner Zeit angeknüpft. In Salzburg lebte er fast nur seiner Wissenschaft und gab unter Mitwirkung von angesehenen Fachleuten die „Medizinisch-chirurgische Zeitung“ heraus, die in ganz Deutschland verbreitet und durch beinahe 30 Jahre ein maßgebendes medizinisch-kritisches Organ war.

Auch Kirchenrecht, Philosophie und Geschichte fanden ihre Vertreter. Der Hofbibliothekar Florian Dalham beschäftigte sich mit kirchengeschichtlichen Studien und seinem Forschergeiste verdanken wir das Werk

„Concilia Salisburgensia provincialia et dioecesana“ (gedruckt in Augsburg 1788), eine schätzbare Fundgrube nicht nur für die Geschichte der deutschen Kirche, Kirchenverfassung und Kirchenzucht, sondern auch deutscher Kultur, Sitten und Gesetze, insbesondere des Mittelalters. Jud. Thadd. Zauner, seit 1779 erzbischöflicher Konsistorial- und Hofgerichtsadvokat, später Professor an der Universität und nach deren Auflösung als bayerischer Hofrat am Lyzeum, lieferte unentbehrliche und reiche Quellen für die Geschichte des Erzstiftes sowohl durch sein Hauptwerk, die „Chronik von Salzburg“, als durch die Sammlung der Landesgesetze, seine „Beiträge zum Aufenthalt der Franzosen in Salzburg“, die Nachrichten über berühmte Rechtslehrer der Universität Salzburg, „Über den Wert der hohen Schule zu Salzburg“ u. v. a. Zauners „Chronik“, die nur bis zur Regierung Wolf Dietrichs reicht, hat der rechtsgelehrte Benediktiner des Stiftes St. Peter, Corbinian Gärtner, als „neue Chronik“ (7.—11. Teil) fortgesetzt. Dank den Erfahrungen, die Gärtner auf den berühmten Bildungsstätten des Auslandes, wohin ihn Hieronymus gesandt, gesammelt hatte, gehören auch seine rechtswissenschaftlichen Werke, die er als Professor und Rektor der Universität verfaßte, zu den bedeutendsten Leistungen seiner Zeit.

Als ebenso fruchtbarer Schriftsteller wie als tiefer Gelehrter verdient Alois Sandbichler, Benediktiner im Kloster Mülln, den wir noch als einen der treuesten Mitarbeiter der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ kennen lernen werden, besondere Hervorhebung. Er war ein tüchtiger Kenner der orientalischen Sprachen und des Griechischen und zählte als Professor der Bibelauslegung zu den aufgeklärtesten und gründlichsten Theologen; gerühmt waren seine umfassenden Kenntnisse in der Exegese, Philosophie, im Zivil- und Kirchenrechte und in der Literaturgeschichte. Im geselligen Kreise der Freunde und der Gelehrten Salzburgs, wo auch er als ein in seinem Wesen einfacher und bescheidener Mann überaus geschätzt war, fühlte Sandbichler sich so wohl und heimisch, daß er mehrere unter den ehrenvollsten Bedingungen an ihn ergangene Berufungen ins Ausland ausschlug und selbst nach der Aufhebung der Universität als Lehrer des Lyzeums in Salzburg blieb.

Eine philosophische „Geschichte der Menschen und Völker“ nach Herders Ideen schrieb der uns als Pädagoge schon bekannte Bierthaler. Seine pädagogischen Schriften erlangten weite Verbreitung: Seine 1791 als Handbuch für Lehrer erschienenen „Elemente der Methodik und Pädagogik“ erlebten bis zum Jahre 1810 fünf Auflagen und vollends der „kleine A-B-C-Schüler“ wurde nicht weniger als 10-mal aufgelegt;

endlich möchte ich aus der großen Zahl dieser Werke den „Geist der Sokratik“ hervorheben, die Arbeit des gereiften Schulmannes, die zunächst für Theologen geschrieben und bestimmt war, gute Katecheten heranbilden zu helfen. Allgemeineres Interesse erweckten Bierthalers „Reisen“ und „Wanderungen durch Salzburg“, die sich nicht mit pädagogischem Zwecke allein begnügten.

Den Mittelpunkt des literarischen Lebens in Salzburg bildete aber Lorenz Hübner, für die Stadt zwar nur eine vorübergehende Erscheinung, der jedoch durch die Zeitschriften, die er herausgab und in denen er Arbeiten aller genannten Schriftsteller sammelte, den Jahren seines Aufenthaltes das Gepräge gab.

Am 2. August 1753 als Sohn des Stadtkommandanten von Donauwörth geboren, hatte Hübner das Gymnasium zu Amberg besucht und war auf Drängen seiner Eltern mit 15 Jahren in den Orden der Jesuiten eingetreten, den er aber bald wieder verließ. Zu Ingolstadt begann er mit dem Studium der Rechte, ließ sich aber nochmals überreden, zur Theologie überzugehen, worauf er die theologische Doktorwürde erwarb und 1774 die Weihen erhielt. Nachdem er hierauf als Lehrer am Gymnasium zu Burghausen, einem Städtchen an der unteren Salzach, in fünf Jahren seiner Tätigkeit zu Ansehen gekommen war, folgte er einem Rufe nach München zur Übernahme der Redaktion der „Münchener Staatszeitung“. Wohl hätte er damit sein ihm eigenstes Arbeitsgebiet betreten, aber unter den damaligen Verhältnissen war, wie wir gesehen haben, auch für ihn ein Erfolg ausgeschlossen. Denn die Zeitung sowie die in den Jahren 1776—1783 verfaßten wissenschaftlichen Abhandlungen, darunter „Über Elektrizität und Magnetismus“, „Über den Holzwuchs in Bayern“, „Über den philosophischen Geist des Jahrhunderts“ und „Über das Mönchswesen“ verrieten alle seinen hellen und freien Geist, zeigten ihn als scharfsinnigen Denker, der sich seinen Freimut durch nichts verkümmern ließ. Aber die Obskuranen verdrängten ihn nicht bloß von der Redaktion, sondern machten ihm sogar den Aufenthalt in München selbst unleidlich, sodaß er sich an Erzbischof Colloredo wandte mit der Bitte, ihm die Herausgabe und den Selbstverlag der einer Umgestaltung und Hebung sehr bedürftigen Salzburgerischen Zeitung zu gewähren. Hieronymus, der Hübner zu schätzen wußte, gewährte ihm dieses Ansuchen in der ehrendsten Weise, worauf dieser sogleich nach Salzburg übersiedelte und in den Jahren seiner besten Schaffenskraft seine für die Stadt bedeutende Tätigkeit begann.

Vor allem widmete er seinen Fleiß der „Oberdeutschen Staatszeitung“,<sup>1)</sup> die alsbald weit über Salzburgs Grenzen hinaus zu Ansehen gelangte, denn schon im Juli 1784 berichtete Hübner an die Zensurstelle, daß die Zeitung ungefähr 525 Abnehmer habe und im dritten Jahre des Bestehens war diese Zahl bereits auf das Doppelte gestiegen. In Bayern war die Zeitung — wie leicht einzusehen — verboten, aber die Münchner besaßen selbst kein ähnliches Blatt, so daß sie täglich, um die „Oberdeutsche Staatszeitung“ zu lesen, prozessionsweise in das eine Stunde entlegene Freisingische Dörfchen Wöhring gingen. Hübners Verdienst, das er sich durch diese Zeitung erwarb, ist nicht hoch genug anzuschlagen: für Aufklärung und Bildung des katholischen Süddeutschland wirkte er durch sie mehr als gelehrte Schriften vermochten.

Nicht geringere Bedeutung als das Hauptblatt selbst, erlangten die zwei Beilagen: das wöchentlich erschienene „Salzburger Intelligenzblatt“ und eine monatliche „gelehrte Zeitung“, wie sie Hübner selbst in seinen Ankündigungen und privaten Korrespondenzen nennt. Ersteres enthielt landesfürstliche Dekrete und Verordnungen, Bekanntmachungen der verschiedenen Ämter, von den Direktoren selbst unterzeichnet; es war das zweckmäßigste Mittel zur Einführung der Geburts-, Sterbe- und Trauungslisten und vieler anderer ökonomischer und statistischer Daten, und nachdem von Seiten des Landesherrn diesem Blatte besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und dieser durch Dekrete<sup>2)</sup> den geistlichen und weltlichen Beamten die Einsendung der Berichte befahl, gewannen diese Nachrichten immer mehr an Echtheit und Vollständigkeit, daß sie heute einen großen Wert als geschichtliche Quelle besitzen. Über die „gelehrte Zeitung“ werde ich in ihrem Verhältnisse zu Hübners Hauptwerk, der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“, eingehender zu sprechen haben.

Neben diesen journalistischen Arbeiten fand er aber noch Zeit zu literarischer Betätigung auf verschiedenen Gebieten. Seine dichterischen Versuche haben wir bereits kennen gelernt. Im Jahre 1786 verfaßte er eine Schrift „Zum traurigen Angedenken der Überschwemmungen einiger Gegenden Oberdeutschlands“, eine „Geschichte verschiedener hierländischer Baumwollarten und ihres ökonomischen Nutzens“ erschien 1788 und in den Jahren 1784—87 gab er im Vereine mit mehreren Gelehrten 7

<sup>1)</sup> Das erste Blatt der Zeitung erschien am 2. Jänner 1784. Als Titelbignette trug der zweispaltig bedruckte Quartbogen das Wappen des Landes und jenes des Landesfürsten. Viermal wöchentlich erschien ein Blatt; der jährliche Preis betrug fünf Gulden rheinisch.

<sup>2)</sup> Dekret vom 12. Jänner 1784.

Bände eines „Physikalischen Tagebuches für Freunde der Natur“ heraus. Auch biographische Werke über die beiden großen deutschen Fürsten Friedrich den Großen und Josef II. stammen aus Hübners Feder, während endlich seine noch heute feststehende Bedeutung als Salzburgs Topograph hervorgehoben werden muß. So verfaßte er eine „Beschreibung der hochfürstlichen erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit der ältesten Geschichte“ (1793), von welchem Werke er auch einen Auszug bearbeitete, ferner die „Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentumes Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik“ in 3 Bänden und die „Reise durch das Erzstift Salzburg zum Unterrichte und Vergnügen“, die er drei Jahre später folgen ließ. Es ist ein Zeichen für Hübners rastlosen Fleiß und sein großes Interesse für Salzburg, daß er nach kaum achtjährigem Aufenthalte eine Beschreibung der Stadt schuf, zu der noch heute jedermann, der sich über die wichtigeren öffentlichen und privaten Gebäude und Denkmäler und deren Geschichte Aufschlüsse holen will, greifen muß, da Hübners Buch bisher noch durch kein besseres ersetzt ist. Ebenso interessant ist auch die Beschreibung des Landes, in der unter andern auch mehrere Hilfsmittel zur Erforschung des Salzburger Dialektes zu finden sind.

Fanden wir also in Salzburg die regste literarische Betätigung und können wir nun noch feststellen, daß diese Stadt auch in ganz Süddeutschland als Mittelpunkt der norischen Gelehrtenrepublik anerkannt war, werden wir im folgenden sehen, wie hier Hübners „Monatliche gelehrte Beiträge zur Literatur Oberdeutschlands“ einer allgemeinen Literaturzeitung aufs kräftigste vorarbeiteten. Hübner hatte, als er 1784 zugleich mit der Staatszeitung die literarische Beilage herausgab, einen in das Jahr 1783 zurückgehenden Plan von Matthias Reiter, Pfarrer in Fridorfing,<sup>1)</sup> eines mit den süddeutschen Gelehrten in regem Verkehr stehenden Mannes, aufgenommen und verwirklicht. Reiter wollte damals eine literarische Zeitschrift herausgeben und hatte sich darüber mit seinem Freunde, dem Historiker Lorenz Westenrieder in München, besprochen. Dieser hatte zwar gemeint, „Salzburg sei gewiß noch eine der unverborgensten Provinzen, voll Saft und Stärke und gewiß auch voll kühner Tätigkeit, wenn man je die gehörigen Mittel anwendet, diese zu ermuntern“; doch hatte er geglaubt, daß es allein nicht imstande sein werde,

<sup>1)</sup> Ort zwischen Laufen an der Salzach und Tittmoning.

dies zu leisten.<sup>1)</sup> Daher hatte er ihm von diesem Unternehmen abgeraten, dagegen aber empfohlen, den „Zuschauer für Baiern“, der eben mit dem Jahre 1783 infolge des Verbotes der Zensur sein Erscheinen eingestellt hatte, als „Zuschauer in Salzburg“ fortzusetzen, wovon er sich den besten Erfolg versprochen hätte.

An Stelle des „Zuschauers“ erschienen nun aber Hübners „Beiträge“. Es wäre wohl möglich, daß Reiter selbst seinen Plan an Hübner, dessen größeres Talent und vorteilhafte Stellung als Herausgeber der „Staatszeitung“ er erkennen mußte, abgetreten habe. Doch finden wir bei Hübner nicht die geringste Andeutung einer derartigen Beziehung zu Reiter, so daß wir annehmen werden, Hübner habe mit oder ohne Kenntnis von diesem Gedanken den Wurf gewagt und so ihm zukommend allmonatlich Rezensionen und Nachrichten „Über das Neueste der Literatur Oberdeutschlands“ herausgegeben.

Diese literarische Beilage ist aber durchaus nicht, wie es sehr nahe-liegend wäre anzunehmen, als Anfang der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ zu betrachten, so daß letztere bloß eine erweiterte Fortsetzung derselben darstellte, sondern dieses Institut erstet im Jahre 1788 auf einmal in seiner vollen Größe, ist im VII. Stücke des Jahrgangs 1787 der „Monatlichen Beiträge“ ausdrücklich als neue Zeitung angekündigt und seit dem Erscheinen der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ bestanden beide bis zum Jahre 1799 neben einander. Sie verdient jedoch als älteres Literaturblatt, das die Gebildeten mit dieser Art von Zeitschriften vertraut machte und dadurch auf das große Unternehmen vorbereitete, eingehender betrachtet zu werden.

Der Schreibseligkeit und Unverschämtheit der Bücherschreiber scharf entgegenzutreten, ohne den Haß der gekränkten Literaten zu scheuen, war die Absicht, die Hübner durch die Herausgabe dieser Blätter verfolgte. Ohne Beeinflussung und getreu dem Leitworte „Lob ohne Eigennutz, Tadel ohne Tadelsucht, Nachsicht dem Anfänger, keine Schonung dem Frevler!“ wollte er die erscheinenden Schriften beurteilen. Schon die drei allegorisch-satirischen Gruppen des Titellupfers zeigen, auf wen Hübner es am meisten abgesehen hatte. Die Mittelgruppe, ein Opferaltar, auf dem Esel, Bock und Gans braten, gilt nach des Herausgebers eigener Erklärung, die er allerdings bis zum Schlusse des ersten Jahres hinausgeschoben hat, der „Gansheit, Eselheit und Bockheit im Reiche der Gelehrten“; rechts davon ein Pfau, dem ein ausgelassener Knabe auf die

<sup>1)</sup> Abhandlungen der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften. Bd. 16 (1883) „Muckhohn, Aus dem handschriftl. Nachlasse L. Westenrieders“, III. S. 111.



Schwanzfedern tritt, den rezensierten Tugendlehrern; die Maske endlich mit den Efelsohren und der Schellenkappe, vor der ein Faun sein Loblied bläst, den hohlköpfigen sogenannten Gelehrten, die mit reichen Pfründen gesegnet und in hohen Ehren ihr mühe- und fruchtloses Dasein verbringen. Bald mußten die in Hübners aufgeklärtem Sinne verfaßten Rezensionen ihre wohlthätige Wirkung üben. Schlummernde Geister begannen sich zu regen, andere ballten, von den spigen Pfeilen getroffen, die Faust. Zu seiner Freude konnte der Herausgeber jedoch erkennen, daß seine Blätter bei dem größten Teile der gebildeten Bevölkerung Beifall gefunden hatten; zugleich aber versprach er,<sup>1)</sup> einigen Herren „Unholden vom alten Sauerteige, die, weil sie nicht die Sprache ihres Herzens, eine gewisse Art theologischer Rabulisterei in diesen Blättern finden, Luthertum und wohl gar Freigeisterei darin zu finden wännen und den nur halb verstandenen Autor unter seinen Amtsbrüdern zu verlästern unchristlich genug sind“, scharf an den Leib rücken zu wollen.

Es ist klar, daß bei 20—30 Anzeigen, die auf einen Raum von acht Quartseiten zusammengedrängt sind, an eine gleichmäßige Behandlung der Werke nicht zu denken ist. Wohl sind jedesmal die neuen Erzeugnisse der schönen Literatur, Philosophie und Theologie sowie Nachrichten über Schriftsteller und neu zu erwartende Bücher in eigenen Abschnitten zusammengefaßt, aber wir finden nur selten mehr als den Titel, den Namen des Verfassers und einige begleitende Worte, welche die Schrift empfehlen oder kurz abweisen. Einer sehr eingehenden Besprechung sind aber stets diejenigen Werke unterzogen, welche die Polemik Hübners gegen die Feinde der Aufklärung, gegen Möncherei und Jesuitismus vertreten. Unverhohlen drückt er seine Freude aus über die Aufhebung von Klöstern,<sup>2)</sup> verwahrt sich gegen Zeloten, die durch alberne Märchen das Volk täuschen wollen, sammelt Redeb Blüten aus Predigten von verschiedenen Orten,<sup>3)</sup> erinnert daran, daß die Kirche, die auf den Felsen Jesus gegründet sei, es nie nötig habe, ihre heiligen Endzwecke zu erschleichen,<sup>4)</sup> und warnt mit dem Verfasser einer Schrift über den Jesuitismus vor der noch immer ungeschwächten Kraft dieses Ordens. Ebenso ist der in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ später fortgesetzte Kampf gegen die weltliche Macht des Papstes, gegen die Eingriffe Roms in die Rechte deutscher Kirchenfürsten und die vom heiligen Stuhle entsendeten Nuntien in

<sup>1)</sup> Jahrgang 1784, Stück IV, Seite 32.

<sup>2)</sup> 1786, V, 34.

<sup>3)</sup> 1786, VI, X; 1787, X.

<sup>4)</sup> 1786, XII, 90.

Deutschland kräftig eingeleitet. Am entschiedensten und wärmsten aber tritt Hübner im ersten Blatte wie nicht minder später für die Aufhebung des Zölibates ein, ein Thema, das in den verschiedensten Variationen noch in den letzten Jahrgängen der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ wiederkehrt. Ganz freien Lauf läßt Hübner in diesen Blättern seiner Begeisterung für Friedrich II. und Josef II. So druckt er trotz des beschränkten Raumes eine lateinische Trauerrede auf Friedrich ab<sup>1)</sup> und kündigt freudig für die Verehrer des großen Königs und die Liebhaber von Schubarts Muse ein von diesem verfaßtes Lobgedicht an. „Josef II.“, heißt es 1786, XI., „hat überall Licht aufgesteckt; der Schatten, der trotz seiner Bemühungen sitzen geblieben ist, beweist nur, daß Josef kein Gott und daß des ersten und besten Menschen Regierung doch nur Menschenregierung sei.“ Auch Josefs Staatskanzler Kaunitz gilt ihm als erster, der „die Strahlen der Aufklärung über den ehemals so dicht umnebelten Horizont Deutschlands verbreitete.“<sup>2)</sup>

Wie die eben erwähnte Trauerrede auf Friedrich sind noch mehrere andere Gedichte aufgenommen, die alle Hübners Tendenz ganz deutlich erkennen lassen; von diesen will ich jedoch nur eines, das merkwürdigste hier besonders anführen. Es ist „Der Mann am Kapitol oder die Sendung der Mönche“ von Professor F. Sellenz in Freiburg, den wir auch als Mitarbeiter der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ kennen lernen werden, ein Gedicht, das nach maßlosen Anklagen gegen den Papst und die Jesuiten, denen er alle Schuld des Unglücks, das Deutschland getroffen, zuschreibt, in einen Lobgesang auf Kaiser Josef ausklingt, der geholfen habe, Deutschland von dieser Plage zu befreien. Dieses Gedicht, das heute kaum ungefährdet die Zensur passieren dürfte, gibt uns sowohl einen Beweis von der Preßfreiheit unter Hieronymus<sup>3)</sup> und der Freimütigkeit des Verfassers als auch ein Beispiel des scharfen Tones in der Polemik gegen die Jesuiten, die unter den Mönchen zu verstehen sind. Ebenso interessant als das Gedicht und für Hübner selbst bezeichnend ist die Bemerkung, die er anschließt.

In diesen „Monatlichen Beiträgen“<sup>4)</sup> tritt uns nämlich die Per-

<sup>1)</sup> 1786, VI.

<sup>2)</sup> 1786, V, 34.

<sup>3)</sup> Über die k. k. Zensur und große Preßfreiheit unter Hieronymus vergleiche man die Einleitung zu diesem Gedichte: 1786, I, 6.

<sup>4)</sup> Diese Beilage hatte folgende Titel: 1784 „Über das Neueste der Literatur Oberdeutschlands“, 1785 „Salzburger gelehrte Zeitung“, 1786—90 „Salzburger monatliche Beiträge zur Literatur Oberdeutschlands“, 1791—92 „Räsonierendes Magazin des Wichtigsten aus der Zeitgeschichte“, 1793—95 „Pragmatisches Register der Oberdeutschen Staatszeitung“, 1796—1799 „Beilage zur Oberdeutschen Staatszeitung“.

fönllichkeit des Herausgebers viel deutlicher entgegen als in allen seinen übrigen Werken, besonders der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“. Offene Briefe, vom Redakteur unterschrieben, sind gar nicht selten, und an mehreren Stellen spricht er unzweideutig seine Gesinnung aus. So auch in dem Nachworte zu Tellenz's Gedichte, wo er sagt:<sup>1)</sup> „Es kann keinem in der Kirchengeschichte erfahrenen Gelehrten unbekannt sein, daß Papst und Usurpator, Mönch und Schwärmer, Rutte und Heuchelei nicht immer unzertrennlich verbunden waren. Ehrfurcht gegen den ersten befehlt uns unsere Religion, Achtung gegen den zweiten eine Anzahl gelehrter und verdienstvoller Männer aus diesem Stande; Schonung gegen die dritte — die Unschuld so mancher Tausende, die in frommer Herzenseinfalt unschädlich und einsam ihre Tage verlebt haben und noch verleben . . . . Ich kenne meine Pflichten und meine Verhältnisse: kenne die Gesetze der Duldung, worauf jeder Mensch auf Gottes Erde Anspruch hat; ich weiß, daß ich Kurialisten, Verfezgerern und Heuchlern so gram bin, als ich die Menschen bedauere, die an ihre Tribunale gekettet sind. Warum rücke ich aber ein solches Gedicht ein, — das sicher nur das Bild der Usurpatoren, Schwärmer und Heuchler entwirft? Antwort: Aus literarischer Toleranz und — weil auch viel Wahrheit drinn' ist.“ In der Absicht, Hübners Denkweise eben in kirchlich-politischer Beziehung recht deutlich zu zeigen, möchte ich, bevor wir auf unser eigentliches Thema eingehen, nur noch eine Stelle, in der er sich über Mönche und Mönchstum ausläßt, anführen:<sup>2)</sup> „Ich hasse die Fesseln und bemitleide den Menschen, der sie trägt. Ich verabscheue Mißbräuche und Tartüffentrug und bedauere den, der sie mitmachen muß. Ich hasse Tyrannei und Verfolgungsgeist und wünsche meinen Bruder in Freiheit, den ich schmachten sehe. Als Menschen, als Bruder . . . . versage ich dem Mönche meine Unarmung nicht: er hat Ansprüche auf mein Herz, wie jeder andere. Nur den stolzen aszetisch unmenschlichen, über Inquisition und Rache brütenden unduldsamen, starrköpfigen Mönch — mit oder ohne Rutte — kann ich nicht lieben, möchte ihn wieder menschlich machen, zum Bruder umbilden — entmönchen können. Aber hassen — Gott weiß es — kann ich nur Boshaftigkeit und Mönchentrog. Ich stehe wirklich mit mehr als 60 Mönchen und Ordensgeistlichen in Röcken, Habits und Rutten in Briefwechsel: und sie kennen und dulden mich alle.“

Nachdem Hübner auf diese Weise in den ersten vier Jahren seiner

<sup>1)</sup> 1786, I, 8.

<sup>2)</sup> 1785, V, 35.

Wirksamkeit in Salzburg den Leserkreis der „Oberdeutschen Staatszeitung“ mit seinen Ideen und Kampfesplänen vertraut gemacht hatte, so daß eine allgemeine Literaturzeitung nicht nur im Grunde nichts Neues mehr war, sondern sogar als ein dringendes Bedürfnis empfunden wurde, und er auch seinerseits für die Gründung eines solchen Institutes aufs beste gesorgt hatte, indem er die oberdeutschen Gelehrten zur Mitarbeiterschaft gewonnen hatte, konnte er mit Aussicht auf Erfolg an die Ausführung des langgehegten großen Planes schreiten.





Die  
„Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung“.

---

I. Teil.

---

**Geschichte der „Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung.“**

Im Juli-Hefte der „Monatlichen Beiträge“ vom Jahre 1787 treffen wir also auf die Ankündigung der „Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung“. Eine Gesellschaft oberdeutscher Gelehrter, veranlaßt vorzüglich durch die Intoleranz protestantischer Gelehrter, wird zu Salzburg mit Anfang des Jahres 1788 eine allgemeine Litteraturzeitung herausgeben, die „wöchentlich drei Bogen in Großquart mit Garmondlettern und auf schönem Druckpapier“ ausmachen sollte. Zugleich sind auch die Bezugsbedingungen genau angeführt als: Subskription bis Ende Oktober des Jahres, die Zahlung aber in Fristen, nach Empfang des ersten Quartals mit 5 Gulden und ebendenselben Betrage nach Erhalt des dritten Vierteljahrs. Im folgenden geht diese Ankündigung sogleich auf die Haupteigenschaften der „Anzeigen und Beurteilungen“ ein, wobei besonders die strengste „Unparteilichkeit in Rücksicht der Religionsparteien und getreue Darstellung des Inhaltes alles dessen, was in einem wissenschaftlichen Fache, „besonders in Deutschland und vorzüglich in Oberdeutschland das Tageslicht erblickt“, versprochen wird; ferner wird die Aufnahme von Apologien und literarischen Nachrichten in Aussicht gestellt und zum Schlusse ergeht eine Aufforderung an die katholischen Gelehrten, dieses

„meistenteils ihretwegen entstandene und für das katholische Deutschland überaus wichtige Unternehmen“<sup>1)</sup> kräftig zu unterstützen.

Fast gleichzeitig war auch am 30. Juni 1787 eine selbständige „Ankündigung einer unparteiischen allgemeinen Litteraturzeitung von einer Gesellschaft oberdeutscher Gelehrten“ hinausgegangen und hatte ebenfalls die Veranlassung zu dieser Gründung dargelegt und besonders darauf hingewiesen, daß das große Bedürfnis nach einer Litteraturzeitung durch die bereits bestehenden nicht befriedigt werden könne, weil sie in Süddeutschland einerseits zu teuer wären, anderseits in der letzten Zeit ein zu starker parteiischer Zug in denselben sich geltend gemacht habe. Ferner waren die Haupteigenschaften der Anzeigen und Rezensionen und der Gegenstand dieser allgemeinen Litteraturzeitung genau wie in den „Beiträgen“ angegeben worden. Überdies versprach man hier bei genügender Menge von literarischen Ankündigungen und Nachrichten ein eigenes literarisches Intelligenzblatt beizulegen und zum Schlusse, nachdem man auch die uns bekannten rein geschäftlichen Mitteilungen gemacht hatte, war die Hoffnung ausgesprochen, daß man mit dem Unternehmen sich den Beifall des ganzen unparteiischen Deutschland und besonders der katholischen Gelehrten erwerben werde.

Hübner nennt sich in diesen Ankündigungen zwar nicht als Herausgeber, aber daß er die Seele des Ganzen war, ist mehr als sicher. Mitte des Jahres 1787 hatte er die Verhandlungen mit dem erzbischöflichen Konsistorium eingeleitet und schon im Oktober waren an Hübner und die Waisenhausdruckerei die landesfürstlichen Dekrete wegen der Drucklegung ergangen. Hübner hätte zwar den Druck lieber von einer anderen Druckerei besorgen lassen, aber das Waisenhaus beanspruchte dieses Geschäft für sich, da dasselbe seit fast 100 Jahren das alleinige Recht des Zeitungsdruckes innegehabt und Hübner bei Uebernahme der Staatszeitung mit dieser Druckerei einen Kontrakt geschlossen hatte, der auch für diesen Fall verbindlich war und als solcher vom Konsistorium trotz der Gegenvorstellung und Einwendungen Hübners anerkannt wurde.<sup>2)</sup> Wenn sich auch Hübner in seiner Eingabe nur als Mitarbeiter und Mitunternehmer der „Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung“ unterzeichnete, so erkannte Bönike nur zu wohl in ihm den Mann, der als geistiger Urheber des Ganzen die auswärtigen Gelehrten in Verbindung gebracht hatte und Redaktion und Herausgabe besorgen werde. Merkwürdiger ist aber, daß

<sup>1)</sup> Zweite Ankündigung im August-Stücke der „Monatlichen Beiträge“ 1787.

<sup>2)</sup> Die beiden Aktenstücke, Hübners Vorstellung und die abweisende Antwort Bönikes sind bei Kiehl „Salzburgs Zeitungswesen“ (Mitt. d. Ges. f. Salzbg. Landesf. 1863) abgedruckt.

man allgemein die angekündigte Literaturzeitung für eine erweiterte Fortsetzung der gelehrten Beilage der Staatszeitung hielt und glaubte, daß mit dem Erscheinen der neuen Zeitschrift die ältere notwendigerweise aufhören müsse, so daß Hübner am Ende des Jahres sich veranlaßt sah, eigens anzuzeigen, daß seine „Beiträge“ nach wie vor fortgesetzt werden, wobei er die Hoffnung ausdrückt, daß dieselben in ihrer Hauptbestimmung, „das Neueste hiesiger sowohl als der benachbarten Gegenden frühzeitig anzuzeigen und den Leser auf gewisse gute oder schlechte Neuerungen aufmerksam zu machen“, auch neben der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“, die alle wissenschaftlichen deutschen Werke umfassen solle, gar wohl werde bestehen können, ein Wunsch, der nicht unerfüllt geblieben ist.

Für Mitarbeiter hatte Hübner entsprechend der Bedeutung und Ausdehnung, die das Unternehmen gewinnen sollte, in bester Weise gesorgt. In der erwähnten Eingabe spricht er bereits von „mehr als 60 durch ganz Deutschland zerstreuten Gelehrten“ als Mitunternehmern; die einzelnen Rezensenten zu erkennen, ist allerdings schwierig und mir nur einige Male mit Sicherheit gelungen, da die Aufsätze nur mit Chiffren unterzeichnet sind und in späteren Jahren auch diese weggelassen werden. Nur in einigen Fällen — gewöhnlich bei Streitigkeiten mit Gegenrezensenten in anderen Literaturzeitungen oder mit einem unzufriedenen Autor — tritt der Rezensent aus seiner Verhüllung mit vollem Namen hervor. Den wichtigsten und reichsten Aufschluß gibt aber der Brief, in dem Hübner Moll zum Beitritte zur Literaturzeitung auffordert; daselbst schreibt Hübner am 17. August 1787:<sup>1)</sup> „. . . Überhaupt liebe ich alle Ihre Aufsätze sehr; Sie sind der Mann, welcher sie zu würzen weiß. Bey unserm litterarischen Geschäfte, der allgemeinen Litteraturzeitung, die in Bayern schon im Mutterleibe Anathema gefunden hat, bin ich freylich als Entrepreneur, Redacteur, Colporteur und Dreinslicker mit verflochten: allein die braven übrigen Männer geben dem Ganzen ein Gewicht, das Deutschland aufmerksam machen müßte.“ Bevor er nun nochmals die Einladung aufs freundlichste wiederholt, nennt er die Namen der Mitarbeiter, die bereits ihre Mitwirkung zugesagt hätten, wobei er sich aber erbittet, daß „alle Namen entre nous“ bleiben mögen. So gesellen sich also zu Hübner und Moll, der — wie er selbst sagt<sup>2)</sup> — „ein allzeit fertiger Rezensent für Hübner war, die uns schon bekannten Salzburger Schrift-

<sup>1)</sup> Molls „Mitteilungen“ aus seinem Briefwechsel (nur in 50 Exemplaren gedruckt) II. 334.

<sup>2)</sup> Moll, „Mitteilungen“, II. 333.

fteller Schelle, Bierthaler, Hartenkeil, Zauner, Bernhard Stöger, der Professor für Logik und Metaphysik an der Universität, Sandbichler, Professor Philipp Gäng, der Lehrer des Zivilprozesses und Kriminalrechtes, Dr. Steinhäuser und der durch seine Ephemeriden der italienischen Literatur und Kunst und durch seine deutsche Sprachlehre rühmlich bekannte Josef Wismayr, ferner von auswärtigen Gelehrten der Theologe Dannemayr und Josef Pögl, Lektor und Bibliothekar des Fürsten Kaunitz in Wien, Frz. X. Gmeiner und der als Historiker und Verfasser eines geographischen Werkes über Steiermark berühmte Jos. Karl Kindermann von Graz, Wagner und Schuhbauer, ein Benediktiner aus Nd. Altaich in Passau, der Theologe Oberthür in Bonn, ferner Molitor und der Syndikus und Professor der Rechte Frz. Jos. Hartleben von Mainz, Eulogius Schneider, der als Philosoph und Theolog vielgenannte Franziskanermönch von Stuttgart, die Würzburger Professoren Joh. Mich. Feder und der in mehrere literarische Händel verwickelte Dialektiker Bonaventura Andreß, Michael Sailer, der nachmalige Bischof von Regensburg, und die Naturhistoriker Josef Weber in Dillingen und Schrank in Ingolstadt; dazu kommen Fischer — vermutlich der als Staatsrechtslehrer und Rechtshistoriker bekannte Friedr. Christ. Jonathan — in Mannheim, Leizner in Trier, weiters Gg. Wilh. Zapf in Augsburg, einer der fruchtbarsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte und Ästhetik, der in seinen „Reisen durch Baiern, Franken und Schwaben“ uns wichtige Nachrichten über den Zustand der süddeutschen Bibliotheken hinterlassen hat, endlich der Theologe Jos. Brunner in Heidelberg, Noëmer und Gg. Andreas Will, Professor der Dichtkunst, Geschichte und Politik in München, und schließlich die Freiburger Professoren Sauter, der Logiker und Metaphysiker, der auch als Mitarbeiter des „Freimütigen“, einer nicht unbedeutenden Monatschrift, zu nennen ist, Frz. Kav. Sellenz, der Lehrer des bürgerlichen und peinlichen Rechtes, und Kaspar Rueff, der als Herausgeber des „Freimütigen“ bekannt ist.

Außerdem nennt Hübner schon im Jänner 1788<sup>1)</sup> Professor Sibig in Mainz als Mitarbeiter, der wichtige Anzeigen eingesandt habe; ob es Moll gelungen ist, auch Herrn Panzer in N.<sup>2)</sup> zu gewinnen, von dem Hübner an derselben Stelle spricht, muß dahingestellt bleiben. Den Professor der Philosophie in Mainz, Anton Josef Dorisch, glaube ich in dem Zeichen D . . sch, mit dem ziemlich oft Rezensionen philosophischer Werke

<sup>1)</sup> Molls „Mitteilungen“ II. 335. Brief vom 7. Jänner 1788.

<sup>2)</sup> Vermutlich der Archivar in München.



versehen sind, zu erkennen; ausnahmsweise nennt sich im Jahrgange 1792 J. Huart bei einigen Kritiken aus dem Gebiete der schönen Literatur als Verfasser, in mehreren Fällen ließen sich wohl Vermutungen aufstellen, auf die ich jedoch an dieser Stelle nicht eingehen kann, sondern nur gelegentlich zu sprechen kommen werde.

Das feste Band, das alle diese in Deutschland so weit zerstreuten Gelehrten aneinander schloß, war nicht allein Hübners starke Persönlichkeit, sondern noch vielmehr das hohe Streben, das Licht der wahren Aufklärung im katholischen Süddeutschland uneigennützig zu verbreiten. Ohne die Begeisterung für die Sache und ohne wirkliches Bedürfnis der Gebildeten nach einer literarischen Zeitung, in der auch dem katholischen Standpunkte Rechnung getragen war, wäre denn auch dieses so groß angelegte Unternehmen kaum zustande gekommen, da die Aussichten auf Erfolg anfangs sehr gering waren. Salzburg, wo man diese Bestrebungen gewiß aufs freudigste begrüßte, wäre allein wohl kaum imstande gewesen, eine allgemeine Literaturzeitung zu halten; im Auslande fand man manchen Widerstand. Vielfach weigerten sich schon die Zeitungen, die Ankündigung aufzunehmen, und in mehreren Orten, wo sie veröffentlicht worden war, suchte man die neue Zeitung von vornherein in schlechten Ruf zu bringen. Man unterzog die bloße Anzeige der strengsten Kritik, um Fehler darin aufzudecken und Böses vorherzusagen zu können, und als man zu wenig fand, fiel man über den vermutlichen Herausgeber her und hoffte dadurch viele von der Unterzeichnung abzuschrecken und dadurch das ganze Unternehmen durch Mangel an Unterstützung zu vereiteln.<sup>1)</sup>

Auch die älteren Literaturzeitungen wandten sich gegen den neuen Eindringling. Die „Allgemeine Literaturzeitung“ in Jena fühlte sich sehr geschädigt und beschuldigte die Herausgeber, daß sie den Plan völlig, sogar den Titel kopiert hätten, ohne eine einzige neue Idee hinzuzutun und in der Ankündigung der „Oberdeutschen allgem. Literaturzeitung“ sogar mit Lügen gegen sie aufgetreten seien, um sie in Mißkredit zu bringen; ja man hatte der noch nicht erschienenen Zeitschrift sogar den Vorwurf des Jesuitismus entgegengeschleudert, den aber Hübner schon im 6. Stücke und später noch einmal ausdrücklich zurückweist, wenn er sagt: „Meine Schriften, meine Zeitungen, die ich seit mehr als zehn Jahren schreibe, und meine jedermann offene Denkungsart haben mich in dem Kreise, über den sich mein Wirkungskreis ausbreitet, längst von der Be-

<sup>1)</sup> Vorbericht zum 1. Stücke 1788.

schuldigung des Jesuitismus und falschen Zelus freigesprochen“. Der schwerste Schlag wurde aber von der bayerischen Regierung geführt, denn unter dem Regimente eines Pater Frank, der als Beichtvater des Kurfürsten diesen völlig beherrschte, konnte man eine Zeitung, die das Wort Aufklärung auf ihr Banner geschrieben hatte, nicht dulden, und da man überdies zu wohl in Hübner, der bei den Dunkelmännern in München nicht im besten Andenken stand, den Redakteur erkannte, ward die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ noch vor ihrem Erscheinen in den Ländern Karl Theodors bei einer nicht geringeren Strafe als 50 Rtlr. verboten.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten konnte dank den Bemühungen Hübners und Schelles am 2. Jänner 1788 das erste Stück der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ in Salzburg im „Hauptversendungsamte dieser Zeitung“ erscheinen und das Blatt außerdem bei P. A. Winkopp u. Cie. in Mainz „für den ganzen Rheinstrom, Sachsen und die Niederlande z.“ und bei Gg. Phil. Wucherer in Wien „für die österreichischen Erblande“ in Kommission gegeben werden.

Eine allgemeine Literaturzeitung sollte unsere Zeitschrift werden; sie sollte Rezensionen nicht bloß über katholische, sondern über Werke aus allen deutschen Gebieten aufnehmen und Männer beider Parteien, Katholiken wie Protestanten in gleicher Weise zu Worte kommen lassen. Daß gänzliche Vollständigkeit in einer solchen Sache überhaupt nicht zu erreichen sei, war von vorneherein leicht einzusehen und auch zugegeben worden; hinsichtlich der in Oberdeutschland erscheinenden Schriften hoffte man jedoch „vorzügliche Vollständigkeit“ zu erlangen. Um aber auch in der Anzeige von protestantischen nicht zurückzubleiben und über evangelisch-theologische Schriften billige Urteile fällen zu können, hatte man auch in den ober- und niedersächsischen Kreisen Mitarbeiter, unter denen sich Protestanten befanden, zu gewinnen gewußt. So glaubte man durch unparteiische Beurteilung der Bücher der Aufklärung den besten Dienst zu erweisen.

Dagegen aber war man fest entschlossen zum Kampfe gegen die Intoleranz eines nicht kleinen Theiles der protestantischen Journalisten und Rezensionen, die — voran der alte Nikolai — gegen alles, was nur katholisch hieß, ob es nun gut oder schlecht war, mit Spott und Hohn loszuziehen gewohnt waren. In dieser Absicht erkenne ich den Hauptunterschied in der Tendenz zwischen der neuen Literaturzeitung und den „Monatlichen Beiträgen“. Letztere hatten sich grundsätzlich auf die Anzeige oberdeutscher Preßerzeugnisse beschränkt, wobei von norddeutschen

Werken die hervorragendsten allerdings nicht übersehen werden konnten und offene Angriffe entschieden abgewiesen wurden, und sie hatten es sich zur Aufgabe gestellt, den Kampf gegen die Feinde der Aufklärung innerhalb des Katholizismus, gegen Jesuitismus und Aberglauben zu führen. Die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ sollte aber auch zum Streite mit dem auswärtigen Gegner, dem Protestantismus, gerüstet sein. Hatten die „Monatlichen Beiträge“ als Beilage der Staatszeitung auch bei geringer Abnehmerzahl bestehen können, so war jetzt ein ungleich größerer Leserkreis eine Lebensbedingung, die zu erfüllen, man das ganze süddeutsche katholische Gebiet für die Sache gewinnen mußte. Um also beim großen deutschen Publikum nicht Anstoß zu erregen und auch unter den Katholiken die gemäßigten Geister nicht abzuschrecken, sondern sie nach Möglichkeit zu vereinter Arbeit heranzuziehen, war ein Unterschied im Tone geboten: Hübners oft allzuschärfe Polemik mußte gemildert werden. Dazu kam, daß Hübner selbst, was die Zahl der von ihm gelieferten Beiträge<sup>1)</sup> betrifft, in dieser Zeitung im Verhältnisse zu anderen Mitarbeitern zurücktrat, so daß auch auf seinem eigenen Lieblingsgebiete im theologisch-politischen Fache und auf dem Gebiete der Religionsphilosophie, sich immer mehr die milde und gewinnende Persönlichkeit Sandbichlers in den Vordergrund stellte, daß ich denselben geradezu als eine der Hauptstützen des Unternehmens bezeichnen möchte.<sup>2)</sup>

Über die äußere Einrichtung und Geschichte der Zeitung bis zum Jahre 1799 ist nicht viel zu sagen. Das Format war — wie angekündigt — Groß-Quart und blieb es. Zum Unterschiede von der Tenenfer Literaturzeitung hatte man hier wie in den übrigen zu Salzburg erscheinenden Zeitungen deutsche Lettern beibehalten. In der Rechtschreibung folgte man, um Gleichmäßigkeit zu erzielen, mit guter Einsicht durchgehends den Adelung'schen Grundsätzen und, um es gleich an dieser Stelle anzuführen, sah man auch bei der Beurteilung der Werke immer auf die Rechtschreibung und tadelte derartige Fehler desto schärfer, als besser und wertvoller im übrigen ein Buch anerkannt worden war. Die versprochene Anzahl von wöchentlichen drei Bogen wurde stets eingehalten, ja manche Stücke sind um ein Blatt oder auch einen ganzen Bogen stärker. Der wiederholt ausgesprochene Plan, ein eigenes Intelligenzblatt, wie es die „Allgemeine Litteraturzeitung“ besaß, mitherauszugeben, ohne

<sup>1)</sup> Hübner zeichnet zumeist mit U. H., D, oder L.

<sup>2)</sup> Im Jahrgange 1796 stammen unter den 13 Rezensionen der vier Stücke 30—33 zwölf von Sandbichler. Seine Arbeiten, gezeichnet mit A. S., S., vielleicht auch A. . . , füllen ununterbrochen die Spalten 472—528.

dabei den Preis der Zeitung zu erhöhen, konnte nur insoweit verwirklicht werden, als man im Jahre 1789, so oft das nötige Material vorhanden war, ein eigenes literarisches Anzeigebblatt beilegte, das aber schon im nächsten Jahre wegen zu geringer Zahl der eingelaufenen Ankündigungen wieder fallen gelassen werden mußte und erst vom Jahre 1792 an sich dauernd erhielt.

Ein Titelblatt und ein Register der angezeigten Schriften erschien 1788 jedes Vierteljahr; vom zweiten Jahrgange an aber wurden dieselben nur halbjährig ausgegeben und jedes Halbjahr als ein Band aufgefaßt.

Herausgeber waren in den ersten zwei Jahren Hübner, der die Redaktion besorgte, und Schelle, ohne sich jedoch als solche zu nennen; doch trat letzterer im Jahre 1790 auf einen Wink seiner geistlichen Obern, als er das Rektorat der Universität übernahm, von dieser Stelle zurück. Von 1790 an unterzeichnet sich Hübner sofort als Herausgeber und Redakteur; auch gab er, nachdem man im zweiten Jahre außer den Verlegern in Wien und Mainz auch noch in Leipzig in der Gräff'schen Buchhandlung einen solchen gefunden hatte, den Verlag in anderen Städten auf und besorgte selbst den alleinigen Verlag im „Oberdeutschen Staatszeitungscomptoir als dem Hauptversendungsamte dieser Zeitung“. Dies hatte aber durchaus keinen Rückschritt für dieselbe zu bedeuten, denn trotz des Verbotes in Bayern, das der Zeitung ein so reiches Absatzgebiet verschloß, erfreute sie sich einer sehr bedeutenden Auflage, die fast jedes Jahr die Zahl von über 1100 Exemplaren erreichte. Zufolge der Vorberichte auf den Halbjahrstiteln waren später außer den Buchhandlungen, die sie früher in Kommission genommen hatten, mehrere schweizerische, so die Drell'sche in Zürich, von Gessner und Füßli u. Comp. in Luzern und die Andrä'sche und Hermann'sche in Frankfurt a. M. bereit, Bestellungen auf die Zeitung entgegenzunehmen. Ferner war es dem Herausgeber gelungen, mit der Postverwaltung des Fürsten von Thurn und Taxis sehr vorteilhafte Vereinbarungen zu treffen. Um in entfernteren Gegenden auch den Verkehr mit der Redaktion zu erleichtern, hatte man in den schon als Mitarbeitern genannten Professoren Andreß zu Würzburg und Dorfsch zu Mainz, an dessen Stelle im Jahre 1792 Professor Blau genannt wird, Vertreter gefunden, die in ihren Gebieten die Unterhandlungen mit den Mitarbeitern, Buchhändlern und Abnehmern führen konnten, so daß wir in kurzer Zeit unsere Zeitung in ganz Deutschland und besonders in den katholischen Rheingegenden verbreitet sehen.

Hatte Hübner im Jänner 1788<sup>1)</sup> noch geklagt, daß Oberdeutschland

<sup>1)</sup> Molls „Mitteilungen“. Brief vom 8. Jänner 1788.

oder das Katholikentum überhaupt zu träge sei, als daß man „das Geschäft höher dehnen“ und der Jenerser Literaturzeitung näher an den Leib rücken könne, und daß alles die Herausgeber beenge, „Druckerei, Papier, Schriftengießerei und Lumpenarbeiter: und obendrein das Oberkommissionale“, so berichtet er ein paar Monate später<sup>1)</sup> voll freudiger Stimmung an Moll von stets besseren Ausichten für das Institut, das täglich zunehme, von sehr günstigen Urteilen, die sich in mehreren Zeitungen fänden und von Lobsprüchen, die man allenthalben erhalte. „Nur Augsburg“, sagt er, „will uns nicht loben, und die Kritiker schmähen gar erbärmlich wider mich und alles, was von Salzburg kommt“. Dagegen führt er aber ein Urteil aus einem Briefe von Siegmund von Bibra, dem späteren Herausgeber des „*Journal*s von und für Deutschland“ an, das ebenso für Salzburg als für die Zeitung eine schöne Anerkennung enthält. Es heißt daselbst: „Die neue Salzburger D. Deutsche L. Zeitung hat mir in meiner Krankheit Limonadendienste getan. Das sind liebe, brave, verständige, auf dem Wege der Weisheit und Wahrheit wandelnde, die Berliner Flegelien und Jenaer Naseweisheit tief beschämende Männer, die gewiß Frucht schaffen werden. Wer hätte das vor 20 Jahren in Salzburg gesucht!“ —

Nach vier Jahren des Bestandes konnte Hübner mit Befriedigung auf die Entwicklung der Zeitschrift zurückblicken, nachdem sie — wie er zu Ende des Jahrganges 1791<sup>2)</sup> sagt — sowohl an innerer Vollkommenheit zugenommen als auch eine große Zahl von neuen Mitarbeitern gewonnen hatte. Auch Goethes Aufmerksamkeit hatte unsere Zeitung erregt, so daß auch er zu ihren Abnehmern gehörte; nachdem ihr in den Xenien durch das Distichon von den „*Locken der Berenice*“ eine allerdings nicht gerade schmeichelhafte Aufmerksamkeit erwiesen worden war, machte ihm doch die beifällige Aufnahme und mit Humor abgefaßte Rezension des Almanachs nicht geringes Vergnügen und er hielt es der Mühe wert, das betreffende Stück der „*Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung*“ mit einer sehr anerkennenden Bemerkung sogleich an Schiller zu schicken.<sup>3)</sup>

Zwölf Jahre machte unsere Literaturzeitung von Salzburg aus ihren Weg durch ganz Deutschland; sie hatte nicht nur sich selbst als lebenskräftig erwiesen, sondern auch gezeigt, daß in diesen von den Stürmen der französischen Revolution durchbrausten Zeiten gerade die Stadt an

<sup>1)</sup> Ebend. 24. März 1788.

<sup>2)</sup> 1791, 23. November.

<sup>3)</sup> Boas, Xenienkampf. II.

der Salzach am geeignetsten für das Unternehmen war. Gewiß nicht zuletzt im Hinblick auf die kriegerischen Ereignisse hatte Hübner eine im Jahre 1791 vom Bischofe von Straßburg an ihn ergangene Berufung als dessen Vikar ausgeschlagen, denn mit einer Übersiedlung dieses Mannes, der Seele des Ganzen, wäre auch eine Verlegung der Zeitung notwendig verbunden gewesen und in solcher Nähe von Schlachtfeldern konnte auch Hübner die Herausgabe einer Literaturzeitung nicht wagen. Doch nur zu bald überschwemmten die französischen Heere auch ganz Süddeutschland. Das kleine salzburgische Fürstentum hatte unter den Durchmärschen der Truppen und den großen Summen, die an Stelle eines größeren Truppenkontingentes gezahlt werden mußten, schwer zu leiden, und wie eine schwere Gewitterwolke drückte endlich der Gedanke an die unmittelbar bevorstehende Säkularisation auf das Gemüt der Schriftsteller, die sich schon jetzt vor der strengen österreichischen Zensur fürchteten, da man ganz allgemein an eine Einverleibung Salzburgs in die österreichischen Erblande dachte.

Während also die Tage der Selbständigkeit Salzburgs gezählt waren und man dort von der Zukunft nicht viel Gutes erwarten konnte, richteten die Literaten ihren Blick nach München, für dessen geistiges Leben mit dem Regierungsantritte Max IV. Josef ein frischer Tag nach finsterner Nacht angebrochen war und wo man von den Unfällen des Krieges nicht allzu hart mitgenommen zu werden hoffte. Denn schon seit hundert Jahren war Bayern zu Frankreich in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, und auch jetzt war es das eifrige Streben des neuen Ministers, des Grafen Montgelas, dieselben zu erhalten, so daß auch in der Folge der Anschluß Bayerns an die Alliierten tatsächlich nur eine vorübergehende Störung dieses Verhältnisses bedeutete und, wenn auch die französischen Truppen erst nach dem Friedensschlusse von Lunéville Bayern verließen, Moreau durch seine Uneigennützigkeit und die Schonung, mit der er das Land behandelte, eine geradezu freundschaftliche Haltung zeigte.

Kein Ereignis konnte also Hübner freudiger begrüßen als seine Berufung nach München zum Mitgliede der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften, wodurch aber auch nach Aufhebung des Verbotes der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ deren weiteres Schicksal entschieden war: sie übersiedelte nach München, um dort das Organ des literarischen Lebens zu werden.

Aller Verfolgung der aufgeklärten Geister war es nicht gelungen, die lebenskräftigen Keime wissenschaftlicher Tätigkeit zu ersticken, und als nun mit dem Wechsel in der Regierung die letzten Fesseln des Geistes unbarmherzig gesprengt wurden, konnte Literatur und Kunst wieder

würdige Pflege finden, konnte München seine Entwicklung als Mittelpunkt künstlerischen Schaffens zu einer der führenden Städte Deutschlands beginnen. In dieses frisch aufstrebende literarische Leben tritt mit dem neuen Jahrhunderte (1800) Lorenz Hübner mit seiner politischen und der literarischen Zeitschrift ein, die nicht neu geschaffen zu werden brauchten, sondern bloß von Salzburg dorthin übersiedelten.

Entsprechend den größeren Verhältnissen und der um so vieles verbesserten äußeren Lage sowie einer Summe von mehreren tausend Gulden, die Hübner selbst dem Unternehmen zuwandte<sup>1)</sup>, blühte die Zeitschrift noch mehr auf als früher. Die Ausgabe der drei wöchentlichen Quartbogen wurde nach wie vor beibehalten, doch verwendete man, um mehr Inhalt bieten zu können und der „Allgemeinen Literaturzeitung“ von Jena auch äußerlich näher zu kommen, kleinere und zwar lateinische Lettern. Der Wunsch, der zu dieser Zeit von verschiedenen Seiten an die Redaktion gelangt war, man solle für die einzelnen wissenschaftlichen Fächer getrennte Blätter herausgeben, um auch weniger Bemittelten es zu ermöglichen, wenigstens die in ihr Fach einschlägigen Besprechungen zu erhalten, mußte von vorneherein mit der Begründung abgelehnt werden, daß es stets die Absicht der Unternehmer gewesen sei, eine allgemeine Literaturzeitung zu schaffen, und man auch in Zukunft von diesem Bestreben nicht abgehen werde.

Hübner nennt sich zwar erst im Jahre 1802 wieder als Redakteur und Verleger, doch ist es klar,<sup>2)</sup> daß er auch in den vorhergehenden Jahren diese Stelle innegehabt hatte. Bis 1806 führt er nun die Zeitung in gleicher Weise fort, doch sieht er sich endlich im Jahre 1807 „infolge der Kriegsunruhen, welche den literarischen Himmel Norddeutschlands ganz erschüttert haben“, gezwungen, wöchentlich nur drei halbe Bogen herauszugeben, solange bis sich wieder hoffen lasse, daß man die alte Stärke der Stücke wieder erreichen könne. Hatte Hübner in den letzten Jahren noch seinen Lieblingswunsch, den Besitz eines eigenen Intelligenzblattes, erfüllt gesehen, so mußte er doch in diesem Jahre auch davon wieder ablassen und sich, wie in den früheren Jahren, mit gelegentlich eingeschobenen literarischen Notizen begnügen. Auch der Preis mußte in diesem schlimmen Jahre auf die Hälfte, d. i. 5 fl. 30 kr. herabgesetzt werden. Leider sollte Hübner die kommenden besseren und vielleicht auch besten Zeiten seines Institutes nicht mehr erleben, denn schon am 9. Februar 1807 ereilte ihn mitten im besten Schaffen, kurz nachdem er

<sup>1)</sup> „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ Jahrg. 1807, Stück 145.

<sup>2)</sup> Ebendasselbst (1807, 145).

auch Direktor der historischen Klasse der kgl. Akademie der Wissenschaften geworden war, der Tod. Bis zum Ende des Jahres 1807 führte Ignaz Hübner, bayrischer Schulkommissär zu Ingolstadt, als Erbe des Bruders die Herausgabe und Redaktion, übergab aber schon zu Anfang 1808 die Zeitung an Peter Philipp Wolf,<sup>1)</sup> ein Mitglied der Akademie. Die Zeitung, als deren Redakteur sich bei Gelegenheit (November 1808) ein gewisser Karl Müller nennt, erscheint mit diesem Jahre wieder in ihrem früheren vollen Umfange um den alten Preis in der Lindauerschen Buchhandlung, hat auch wieder allmonatlich einen Bogen Intelligenzblatt beigegeben, konnte aber die Bogenstärke nur durch sehr großen Druck behaupten.

Gegen Ende 1808 zeigt die Redaktion an, daß sie sich neu zusammengesetzt habe, um die Zeitung mit dem folgenden Jahre als „Neue oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung“ unmittelbar fortzusetzen. Es war gelungen, nicht nur die alten Mitarbeiter und Freunde, wie den noch immer für das Institut unermülich tätigen Sandbichler<sup>2)</sup> oder Salat<sup>3)</sup> dem Unternehmen zu erhalten, sondern auch eine Reihe von bekannten und geachteten Gelehrten dazuzugewinnen. So finden wir den Hofprediger bei dem Fürsten Thurn und Taxis, G. Heinrich Lang, um diese Zeit besonders im Kirchenfache tätig, ebenso sind Olivier und J. K. Höck (1809) und Aman (1810) als Rezensenten unterzeichnet. Steffenelli nennt sich 1809 bei Besprechung eines mathematischen Werkes als Rezensent, 1811 rezensiert ein gewisser Winter philosophische Werke. Endlich ist B. S. Docen in diesen Jahren ein besonders stark interessierter Mitarbeiter<sup>4)</sup> und scheint ständiger Referent für Werke der schönen Literatur und der unter dem Zeichen der Romantik jung aufstrebenden germanistischen Wissenschaft gewesen zu sein. Er ist einer der wenigen, die ihre meisten Arbeiten namentlich unterzeichnen, wie seine Rezension von Grimms Werk „Über den deutschen Meistergesang“ und die von Bon der Hagens „Museum für altddeutsche Kunst und Literatur“, welch' letztere allerdings nur mit B. S. D. gezeichnet ist, was aber nicht zweifelhaft sein kann, obwohl Docen selbst Mitarbeiter des „Museums“ war.

Nun nur noch einige Bemerkungen über das Äußere der Zeitung. Wie schon angedeutet, erschien sie 1809 als erster Jahrgang der „Neuen oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung“ in unmittelbarer Fortsetzung

<sup>1)</sup> 1807, 145. — <sup>2)</sup> 1801, I. Spalte 555. — <sup>3)</sup> 1802, 81. — <sup>4)</sup> 1810, Int.-Blatt vom 5. Mai. — NB. Wo nichts bemerkt, bedeutet die erste Zahl den Jahrgang, die zweite das Stück der „Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung“.



der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ als deren 22. Jahrgang in dem kgl. bair. Zeitungs-Komptoir in derselben Weise wie in früheren Jahren. Eine kleine Änderung bestand nur darin, daß die Register und Titelblätter nicht mehr halbjährig, sondern monatlich ausgegeben wurden. Am breitesten entfaltete sie sich endlich in den beiden letzten Jahren ihres Bestandes, wo sie die Buchhandlung Fleischmann in Verlag hatte. Da war man imstande, es der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ auch darin gleichzutun, daß man eine tägliche Ausgabe veranstaltete: je 5 halbe Bogen enthielten die Literaturzeitung, jeden Sonnabend erschien das ebenfalls einen halben Bogen starke Intelligenzblatt, für das man fast in jeder bedeutenderen Stadt einen eigenen Berichterstatter hatte.

Auch bezüglich des Inhaltes beschränkte man sich vom Jahre 1808 an nicht mehr ausschließlich auf Rezensionen, sondern nahm grundsätzlich auch Originalaufsätze auf, obwohl die Hauptsache auch künftig die Besprechungen über bereits erschienene Werke bleiben sollten. So beginnt zwar der Jahrgang 1808 mit einer nicht uninteressanten Abhandlung über Interpunktion, doch finden wir derartige Artikel immer nur ganz vereinzelt.

Wir sehen die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ in diesen Jahren den Höhepunkt ihrer Entwicklung und Ausdehnung erreichen. Da trifft uns am 16. Dezember 1811 die Nachricht, „Die Herausgabe der ‚Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung‘ nimmt mit diesem Jahre ein Ende“, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der ganze Werdegang des Unternehmens läßt nicht im geringsten vermuten, daß ein inneres Gebrechen an ihrem Marke gezehrt hätte; auch dafür, daß die Mitarbeiter sich entzweit und in ihren Ansichten uneins geworden wären, findet man in der Zeitung nicht den geringsten Anhaltspunkt, im Gegenteil, man sieht, wie schwer es der Redaktion wird, die Mitteilung zu machen, und wie sehr sie bemüht ist, die Vereinigung so vieler Gelehrter, die größtenteils in uneigennützigster Weise nur aus Interesse an der Sache selbst Zeit und Mühe geopfert hatten, aufrecht zu erhalten, indem sie dieselben zu vereinigter Mitarbeit an einer literarischen Beilage des „Gesellschaftsblattes für gebildete Stände“, einem „Literarischen Verkünder“, einladet, welches Blatt man als schwache Fortsetzung der Literaturzeitung betrachten wollte.

Wir müssen also nach äußeren Umständen als Ursache der Auflösung unserer Zeitschrift umsehen. Glückliche und siegreich hatte sie die schweren Kriegsjahre überstanden und hatte sich auch von dem Schlage des Jahres 1807 rasch erholt. Das Finanzpatent vom 20. Februar 1811

aber, daß in Osterreich den Staatsbankerott bekannt machte, dürfte mit seinen weitgehenden schlimmen Folgen vielleicht auch der Grund für diese Katastrophe geworden sein. Jährlich 11 fl. bloß für eine Literaturzeitung auszugeben, mag in diesem Jahre wohl für manchen zu viel gewesen sein, und so mögen sich auch die Herausgeber und Unternehmer der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ entschlossen haben, das Unternehmen mit einemmale abzubrechen, anstatt mit unzureichenden Mitteln eine Zeitung zu erhalten, welche den seit Jahren erfüllten großen Zwecken nicht mehr oder nur schlecht hätte dienen können; so verstehen wir endlich auch, wenn man in genannter Anzeige des „Literarischen Verkünders“ den billigen Preis von 2 fl. als ganz besondere Empfehlung anführt!

Nun wenden wir uns, nachdem wir die Schicksale der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ kennen gelernt haben, einer eingehenderen Besprechung des Inhaltes der Zeitschrift zu, welche den folgenden Abschnitt ausmachen soll.

### Inhalt der Zeitschrift.

„Eine allgemeine Literaturzeitung“, sagt Hübner in einer neuerlichen Ankündigung der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ im November 1791, „kann und soll den gegenwärtigen Zustand der gesamten Literatur und jeder einzelnen Wissenschaft in einem ganzen Jahre darstellen; das Steigen und Fallen und die Revolutionen der ganzen Gelehrsamkeit überhaupt und aller einzelnen Teile davon bezeichnen“. Wenn sich nun Hübners Unternehmen als „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ die besondere Aufgabe gestellt hatte, vor allem die in Oberdeutschland erscheinenden, namentlich katholischen Werke vollständig anzuzeigen und zu besprechen, wobei man bis zum Jahre 1800 für die Wiener Literatur besonderes Interesse zeigt, ist man doch stets eifrig bemüht, alle namhafteren deutschen Werke zu rezensieren und auch von fremden Literaturen wenigstens das Wichtigste mitzuteilen. Es war natürlich nicht möglich, wie es Hübners Wunsch gewesen wäre, ein eigenes Anzeigeblatt für die ausländische Literatur zu schaffen, doch versprach der Herausgeber schon in der Vorrede zum Jahrgange 1791, so viel wie nur möglich, darauf Rücksicht zu nehmen. Allerdings sind Rezensionen über französische, englische und italienische Werke — die übrigen Nationen, die polnische vielleicht ausgenommen, kommen fast gar nicht in Betracht

— in den ersten Jahren selten, fehlen in den Kriegsjahren 1806—1808, wo sich die Berichte überhaupt fast nur auf oberdeutsches Gebiet erstrecken, beinahe gänzlich und werden erst mit dem neuen Aufschwunge der Zeitung nach 1808 häufiger und eingehender.

Für den Reichtum an Rezensionen will ich einige Zahlen sprechen lassen. Es brachten, um nur vier Jahrgänge herauszuheben, 1788 im ganzen 680, 1791: 914, 1792: 750, 1797: 740 Anzeigen, die jedoch von sehr verschiedenem Umfange waren. Fünf bis sechs Aufsätze sind zwar der durchschnittliche Inhalt der einzelnen Stücke, doch enthalten manche bis zehn oder noch mehr Beiträge, während in anderen Fällen sich Besprechungen durch mehrere Blätter hinziehen und dabei den meisten Raum für sich einnehmen.

Aus den Bestrebungen des ganzen Unternehmens und dem Umstande, daß die meisten Mitarbeiter katholische Theologen waren, erklärt es sich von selbst, daß die Rezensionen über religionswissenschaftliche und philosophische Werke sowie die katholische und evangelische Predigtliteratur mit besonderer Sorgfalt durchgeführt sind und auf diese Weise — die philosophischen nicht mitgerechnet — fast ein Fünftel des gesamten Inhaltes ausmachen. (1788: 130, 1792: 125, 1797: 173 Anzeigen). Es galt, die katholische Literatur darzustellen, wie sie ist, „katholische Gelehrte und ihre von protestantischen Rezensenten aus Parteilichkeit oder aus einem falschen Gesichtspunkte vielfältig in einem falschen Lichte dargestellten Produkte in Schutz zu nehmen“.<sup>1)</sup> Man sieht deutlich, wie diese Rezensionen mit größtem Fleiße gearbeitet sind, um einerseits den Lesern das Gefühl unbedingten Vertrauens zum Rezensenten und seiner Unparteilichkeit einzuflößen und ihnen dadurch zu ermöglichen, sich ein Urteil über den Stand der süddeutschen Literatur zu bilden; andererseits war man auch wegen der gegnerischen protestantischen Literaturzeitungen, die alle katholischen Bücher mit der größten Strenge zu beurteilen gewohnt waren, genötigt, gründliche und ausgedehnte Gelehrsamkeit in den Rezensionen zu zeigen, um diesen nicht eine bequeme Handhabe für Angriffe und Schmähungen zu bieten. So bemühte man sich auch, nach dem Grundsatz „Urteil ohne Vorurteil“ vorzugehen, streng darauf zu sehen, daß man nicht selbst gegen die Protestanten zu Gunsten der Katholiken einer Parteilichkeit sich schuldig mache und auch im Ausdrucke die äußerste Mäßigung aufzuerlegen, damit niemand beleidigt werde. Doch fand man gelegentlich auch den richtigen Ton, um mit Eifer und Nachdruck zu

<sup>1)</sup> 1791, II. 972.

sprechen, wenn es das Gefühl für Wahrheit und Ehre verlangte. Angriffe auf Rezensenten fremder Literaturzeitungen waren gegen jede Absicht des Institutes und gehören auch zu den größten Seltenheiten; war aber die Literaturzeitung von außen angegriffen worden, so sehen wir sie stets das erlittene Unrecht mit aller Energie aber trotzdem in durchaus nicht beleidigender Form abweisen.

Ganz besonders müssen wir die Freimütigkeit der Rezensenten hervorheben, die Ansichten auszusprechen, wie wir sie nach heutigen Begriffen katholischen Theologen kaum zumuten dürften, wobei wir aber noch beachten müssen, daß mancher zu starke Ausdruck von der Schriftleitung gemildert wurde, ein Recht, das sich Hübnert ganz ausdrücklich vorbehalten hatte,<sup>1)</sup> gerade so wie er Aufsätze, die dem Plane des Institutes entgegen gesetzte Grundsätze aussprachen, überhaupt nicht aufnahm. In Bezug auf die verschiedenen Konfessionen wird weitgehendste Duldung geübt, weil „andere von ihrer Religion ebenso überzeugt sein können als wir von der unsrigen.“<sup>2)</sup> Desgleichen galt es bei Beurteilung theologischer, namentlich evangelischer Werke als Grundsatz, nie etwas als unbezweifelt voranzusetzen, was der andere nicht als solches anerkannte, sondern vielmehr den Ideengang des Verfassers zu prüfen und, wenn sich hierin etwas Unzusammenhängendes fände, dies als solches darzustellen, eben eine Anwendung von Herders historisch-genetischer Methode. Auch auf katholische Schriften finden wir diese Prinzipien angewendet, da man im Sinne der Aufklärung, entfernt von jeder Dogmenreiterei, wohl erkannte, daß auch die katholischen Theologen nicht immer einig wären, ob ein gegebener Satz vorgeschriebene Glaubenslehre sei oder nicht. Wenn also unsere Zeitschrift das Interesse der katholischen Partei gegenüber den Widersachern zu wahren versteht, so ist sie doch weit entfernt von jeglichem Zelos. Stets wenden sich die Rezensenten gegen Frömmerei, wobei u. a. Lavaters „Religionsunterricht für denkende Jünglinge“ wegen des in dem Werke vorherrschenden frömmelnden Tones recht schlecht abkommt; man rügt es scharf, daß so wenigen Geistlichen das Wohl des „guten Kaiser Josef“ am Herzen liege, während bei einer geringen Erkrankung des Papstes die verschiedensten Gebete abgehalten werden. Der uns schon bekannte Geist Hübnerts, der josephinischen Aufklärung überhaupt, durchzieht alle Aufsätze auf diesem Gebiete. Deutlich verlangt man — wie wir später ausführlicher darlegen werden — geringere Abhängigkeit von Rom, Aufhebung des Zölibates, begrüßt aufs freudigste Schriften, die nachweisen,

<sup>1)</sup> 1791, II. 975. — <sup>2)</sup> 1791, II. 974.

daß Petrus nie Papst gewesen und die Geschichte von der Konstantinischen Schenkung ein Märchen sei, ja Hübner erklärt als Richtschnur für die Kritik der Werke, daß die Infallibilität des Papstes als „beinahe außer Kurs gesetzt“ zu betrachten sei und „die der Konzilien sich nur auf Sätze erstrecke, die den Glauben und die Sitten betreffen, soferne sie auf das Wort Gottes gegründet sind“. <sup>1)</sup> Für zweifelhafte Fälle fordert er strengste Kritik und kräftigstes Eintreten für die Freiheit zu denken und zu glauben.

Dringend wiederholt man das Verlangen nach durchgreifenden Reformen innerhalb der katholischen Kirche, doch will man nicht zu weit gehen und nicht einen unbedingten Anschluß an den Protestantismus vollziehen. So kann man nicht dulden, daß die lutherische Lehre als „reinste, untrügbarste, und von Gott allein beliebte“ hingestellt werde, doch gilt Luther selbst als der Begründer freier Bibelauslegung, als Vertreter der Aufklärung, <sup>2)</sup> und die Ausgaben seiner Werke werden gewissenhaft angezeigt; man rühmt an Luthers Stil das Kernhafte und Gemeinverständliche und seine Aussprüche gelten „jedem Unparteiischen, der das Gute schätzt, wo er es findet“, als die Reden eines weisen Mannes. Man sieht auch deutlich, wie viel den Rezensenten stets daran gelegen ist, über diesen „merkwürdigen Mann, durch den eine große Revolution in der Christenheit entstand, der sich als Reformator aufwarf und einen großen Anhang erhielt“, ein richtiges Urteil zu fällen. „Es lohnt sich immer der Mühe“, fährt Rezensent fort, <sup>3)</sup> „einen solchen Mann recht kennen zu lernen, damit man wisse, was man von ihm zu halten habe, besonders wenn man bedenkt, daß dergleichen Männer wie Luther gemeiniglich falsch beurteilt, von einer Partei zu sehr erhoben, von der anderen zu tief heruntergesetzt werden“. Als größtes Verdienst Luthers und der Reformation betrachtet man die erfolgte Neugestaltung des Schulwesens. Darüber heißt es: <sup>4)</sup> „Luthers Reformation ward nicht bloß für die Religion wohlthätig; sie ward es ebensosehr für die gesamte geistige Kultur, und so kam es ganz natürlich, daß sie auch zugleich Epoche für die Wissenschaften ward. Eine der wichtigsten Ursachen davon war die durch die Reformation zugleich bewirkte wesentliche Verbesserung in der Erziehung und im Schulwesen. Vor Luthern war die Erziehung der Jugend in einer höchst traurigen Lage. Aber mit der Reformation begann für hohe und niedere Schulen eine neue, bessere Periode. Luther selbst erwarb sich um die Verbesserung der Erziehung und der Schulen große Verdienste. Umso unbegreiflicher

<sup>1)</sup> 1791, II. 974. — <sup>2)</sup> 1789, 29. — <sup>3)</sup> 1792, 5. — <sup>4)</sup> 1792, 94 (264).

ist es, wie dennoch mehrere seiner Gegner ihn selbst als einen Verächter der Wissenschaften und Schulen darzustellen gesucht haben . . . ." Von demselben Gesichtspunkte ist auch Herders Bearbeitung des Lutherischen Katechismus eingehend behandelt und besonders hervorgehoben, daß dieses Buch, das nun auch Herder mit seinem philosophischen Geiste durchzogen habe, die Erziehung mächtig fördern werde.

Das Schulwesen liegt der Zeitschrift überhaupt ganz besonders am Herzen. Man klagt<sup>1)</sup> über die schlechten Schulzustände auf dem Lande und verlangt dringend nach Abhilfe. „Bestartig und von der Hölle ausgebrütet“, heißt es<sup>2)</sup> bei der Besprechung einer Schrift über das Verhältnis zwischen Staat und Schule, „ist die Staatsmaxim, welche behauptet, man solle das Volk in seiner Unwissenheit stecken lassen, es wäre nur desto leichter zu regieren; der gemeine Mann dürfe kein Gelehrter werden, die Aufklärung sei die Mutter der Revolution. Noch zerstörender wird ihre Wirkung, wenn mit dem feinen Politiker sich der eigennützig-kurzsichtige Religionsdiener verbindet und mit ihm gemeine Sache macht, um mit dem Volke wie ein Knabe mit Rüssen spielen zu können“. Dagegen ist es die ehrliche Überzeugung unserer Zeitung, daß es um die Menschheit nur dann besser bestellt sein könne, wenn die Schule echte Religion und religiöse Übung, Menschenrechte und -pflichten, die Staatsverfassung und deren Verhältnisse und Notwendigkeit kennen und einsehen lehrt, überhaupt besser, weiser und gerechter macht. Demgemäß wird den pädagogischen Schriften, ganz abgesehen von ihrer konfessionellen Richtung größte Aufmerksamkeit geschenkt. Wir finden nicht nur zahlreiche Ankündigungen von Lehr- und Lesebüchern für die Schulen, wobei einmal der Rezensent<sup>3)</sup> mit Bedauern bemerkt, daß die „Protestanten so viele und wir Katholiken so wenig nützliche Lesebücher für das Volk“ besäßen, sondern auch der Streit der Pädagogen für und wider Pestalozzi wird mit Aufmerksamkeit verfolgt. Anfangs scheint man wohl zwischen den beiden Parteien geschwankt zu haben, doch werden schon 1804 seine eigenen Schriften aufs wärmste empfohlen. Endlich zeigt (1807, I) die lobende Rezension einer Schrift „Zur Verbreitung von Pestalozzis Grundsätzen“ bereits das völlige Durchdringen seiner Ansichten, bis er 1810 als Gewährsmann und in dieser Stellung als allgemein anerkannt gilt, nachdem auch seine didaktischen Romane „Lienhart und Gertrud“<sup>4)</sup> und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“<sup>5)</sup> schon von allem Anfange an sich der besten

<sup>1)</sup> 1802, 32. — <sup>2)</sup> 1804, 20. — <sup>3)</sup> 1796, 60, (960). — <sup>4)</sup> 1790, 137 u. 1791, 130. — <sup>5)</sup> 1804, 1.

Aufnahme erfreuen. Desgleichen gilt auch Bafedow<sup>1)</sup> als „merkwürdiger Mann, der durch seine Schriften und seine Tätigkeit für Religion und Erziehung außerordentlich viel geleistet hat“ und J. Huart rühmt seine zweckmäßige Bildung der Jugend, wie die Verbesserung der öffentlichen und privaten Erziehung und hält es für alle Leser der Zeitung erwünscht, wenn er eine Lebensbeschreibung Bafedows in seine Rezension einschaltet.

Noch verdient gewiß mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, daß unsere Zeitschrift auch den großen Wert der körperlichen Übungen neben der geistigen Ausbildung einsah und für dieselben eintrat. Namentlich wird die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, an der Gutsmuths die Leitung der gymnastischen Ausbildung innehatte, als Muster hingestellt und Gutsmuths Schriften, wie seine „Anleitung zu turnerischen Übungen mit der Jugend“<sup>2)</sup> werden Eltern, Erziehern und Jugendfreunden empfohlen, wobei der Verfasser selbst als maßgebende Persönlichkeit auf diesem Gebiete gilt.

Die Werke aus der Philosophie finden nach den theologischen das regste Interesse und besondere Sorgfalt in der Behandlung. Die Zahlen der Rezensionen (1788: 50, 1792: 35, 1797: 50) geben in diesem Falle vielleicht nicht einmal das richtige Verhältnis zum Gesamtinhalte an, da sich gerade diese Besprechungen nicht selten in Fortsetzungen durch mehrere Hefte hinziehen. Auf diesem Gebiete finden wir einigemale sogar einen förmlichen Federkrieg mit ungehaltenen Autoren ausgefochten, wie z. B. zwischen dem als Antikant in Süddeutschland bekannten Benedikt Stattler und seinem Rezensenten, den wir aufs entschiedenste für Kants Lehre eintreten sehen. Ich will aber hier auf dieses Gebiet nicht weiter eingehen, da ich in einem besonderen Abschnitte die Stellungnahme der Zeitschrift zu den philosophischen Systemen besprechen werde.

Aus demselben Grunde soll an dieser Stelle über die Werke der schönen Literatur, besonders über die unserer Klassiker und der älteren Romantiker bloß vorwegnehmend erwähnt sein, daß dieselben sich jederzeit der größten Aufmerksamkeit erfreuten, dabei aber stets streng nach dem Grundsätze beurteilt wurden, den Hübnert schon für die Salzburger monatlichen Beiträge aufgestellt und noch die späteren Herausgeber im Jahre 1808 im 153. Stücke (1138) ausgesprochen hatten, mit den deutlichen Worten: „Die Tendenz eines solchen Institutes muß

<sup>1)</sup> 1791, 68.

<sup>2)</sup> 1792, 117. Weiters: 1802, 107 „Mechanische Nebenbeschäftigungen . . .“ 1802, 118 „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend“.

schlechthin auf die Vernichtung alles radikal Falschen und Schlechten, auf Korrektio궛 des Mittelmäßigen und Ermunterung zum Guten und Schönen ausgehen; man mahne uns, wenn wir dieser Maxime untreu werden sollten . . . .!“

Die Gesamtheit aller übrigen Rezensionen aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften spiegelt uns treu das ganze geistige Leben in Oberdeutschland wieder. Geschichtliche, statistische und geographische Werke werden mit Aufmerksamkeit verfolgt, wobei man „Kirchengeschichtliche Schriften“ genau auf ihren Wert und ihre Parteinahme prüfte. So brachten z. B. die Jahrgänge 1788: 74, 1792: 97, 1797: 70 Anzeigen aus diesen Fächern. Groß ist ferner die Zahl der besprochenen rechtswissenschaftlichen Werke (1788: 45, 1792: 49, 1797: 61). In diese sowie unter die historische Gruppe fallen auch die Rezensionen über politische Schriften, aus denen wir im folgenden die politische Haltung unserer Zeitung festzulegen suchen werden.

Einen sehr großen Raum nehmen auch die Anzeigen aus dem Gebiete der Arzneigelehrsamkeit, der Naturwissenschaften und der Mathematik ein. Auf diesen Gebieten bringt unsere Zeitung sogar im Verhältnisse zur „Allgemeinen Literaturzeitung“ eine größere Zahl, und wenn auch nicht alle diese Werke von besonderer Bedeutung sind, beweist uns dieser Umstand wieder, mit welcher Umsicht die Mitarbeiter die neu erscheinenden Bücher verfolgten und wie vorzüglich in jedem Fache für Rezensionen gesorgt war. Als Beispiel mögen auch hier die Ziffern der Jahrgänge 1788: 103, 1792: 100 (darunter 44 medizinische), 1797: 143 genügen.

In Bezug auf philologische Werke herrscht in der älteren Zeit das Interesse für die antiken und — unter dem Einflusse der Theologie — nicht minder die hebräische Sprache vor. Doch steigert sich die den Werken über deutsche Sprache und Literaturgeschichte zugewendete Aufmerksamkeit zusehends. Man beginnt mit den Besprechungen von Lehrbüchern für deutsche Sprache und Rechtschreibung und bringt endlich zur Zeit der Mitarbeiterschaft Docens eingehende und wertvolle Rezensionen über die Werke Grimms und seiner Nachfolger. Hier darf die Rezension<sup>1)</sup> des von Von der Hagen, J. B. Docen, J. Ch. Büsching u. a. herausgegebenen „Museums für altdeutsche Literatur und Kunst“ nicht unerwähnt bleiben, in welcher dieses Werk in Bezug auf Ausbildung und Reinigung der Sprache von fremden Einflüssen als eine großartige Leistung hingestellt wird. Jakob Grimms Schrift „Über den deutschen Meistergesang“ begrüßt Docen,<sup>2)</sup> der sich ganz ausnahmsweise als Rezensent

<sup>1)</sup> 1811, 48. — <sup>2)</sup> 1811, 254.



nennt, ebenso als eine der gründlichsten und gelehrtesten Arbeiten, die je auf diesem Gebiete verfaßt worden sind. Er führt die Besprechung der Einzelheiten sehr scharf durch und hebt als besonders wertvoll die kritische Art der Darstellung hervor; auch fühlt er sich veranlaßt, sich wegen des zu groben Tones, in dem er bei der Besprechung des Von der Hagenschen Werkes, an dem sich auch Grimm beteiligt hatte, diesem gegenüber aufgetreten war, zu entschuldigen.<sup>1)</sup> Die Zahlen beweisen ebenso das Wachsen des Interesses: 1788: 12, 1791 in der zweiten Jahreshälfte allein schon 15, 1792: 33, 1797: 42. In späteren Jahrgängen, wo die Zahl sich noch bedeutend vermehrt, unterscheidet man auch in der Einteilung zwischen eigentlich philologischen und literarhistorischen Werken. In diese Gruppe gehören auch die Rezensionen über „humanistische Schriften“, die aber nur in einzelnen Jahren unter dem eigenen Titel erscheinen, gelegentlich sogar — wie im zweiten Halbjahr 1791 — die Zahl 70 erreichen. In diese Abteilung ist auch die Übersetzungsliteratur eingereiht, wobei die Kritiker stets mit besonderer Schärfe die aus der fremden Sprache, nicht selten aus der lateinischen, übernommenen undeutschen Wendungen und Satzkonstruktionen tadeln. Ebenso tritt schon 1796 Josef Wismayr, dessen „Grundsätze der deutschen Sprache“ in demselben Jahre<sup>2)</sup> als bestes Werk in seiner Art zum Unterrichte in Schulen empfohlen werden und ebenso beifällig auch von der „Allgemeinen Literaturzeitung“ aufgenommen worden waren, für die Sprachreinigung ein, und er hofft,<sup>3)</sup> „daß doch endlich die fremden Wörter, bei welchen es sich ohne Nachteil für Deutlichkeit und Genauigkeit tun lasse, vom deutschen Boden ausgerottet und andere echte deutsche Wörter an ihre Stelle gepflanzt werden“. Aber trotzdem er einsieht, daß es lange dauern werde, bis der größte Teil des Publikums sie aufnehmen und über die neuen Ausdrücke einig sein werde, macht er es zur Pflicht, „alles zu versuchen, damit unsere Sprache so rein als möglich werde“.

Bunteste Auswahl finden wir unter den „Schriften vermischten Inhalts“. Militärische, ökonomische und verschiedene periodisch erscheinende Werke sind hier eingereiht. Dazu kommen Freimaurerschriften, die in den ersten Jahren wohl auch als eigene Gruppe aufgeführt und eingehend

<sup>1)</sup> Es handelte sich dabei um eine Auseinandersetzung die Meisterfinger betreffend, indem Grimm diese für den Fall, als sie Minnegefänge dichteten, eben zu den Minnefängern rechnete, wogegen Docen jeden, der ein Meister war, zu den Meisterfingern gezählt wissen wollte. Docen entschuldigt sich und gibt zu, darin im Unrecht gemejen zu sein. Dazu vergleiche man Docen „Altdeutsches Museum“ (1807). Ausführliches darüber in Rud. Sokolowsky „Der altdeutsche Minnefang“. (Dortmund 1906) pag. 46 ff.

<sup>2)</sup> 1796, 11. — <sup>3)</sup> 1796, 47, (760).

behandelt werden, woraus man ersieht, daß die Mitarbeiter dem Orden zwar nicht angehörten, aber dieser Richtung, zum Teile als Mitglieder des Illuminatenordens, nicht ferne standen; man hält die Logen für Staat und menschliche Gesellschaft durchaus für unschädlich, ja der Rezensent einer Schrift von Boskamp „Werden und können Israeliten zu Freimaurern aufgenommen werden“ hält zugleich mit dem Verfasser die Aufnahme der Juden in die Logen für den einzigen Weg, „sie der Bildung und Gesittung zuzuführen“. Für den Orden der Illuminaten, dem auch Schelle als Mitglied angehörte, zeigen die Rezensenten sogar hohe Verehrung. In späteren Jahren hat dieses Verhältnis jedoch eine Änderung erfahren, denn man nimmt nun entschieden Stellung gegen denselben sowie auch gegen die Studentenorden, die man mit jenen in unmittelbarem Zusammenhange dachte, ja man hebt von der Universität Salzburg rühmend hervor, daß an ihr niemals Studentenorden bestanden hätten.

Endlich verdienen aus der großen Menge der mehr- oder minderwertigen besprochenen Bücher noch die Beschreibungen von Reisen und Städten herausgehoben zu werden; daß Hübners topographischen Werken die wohlverdiente Ehre erwiesen wird, ist nur zu leicht begreiflich; unter den Städten wandte man Wien, Prag und Nürnberg das größte Interesse zu. Auch für den Musikhistoriker mögen manche Blätter der Beachtung wert sein, in denen er die Rezensionen der unsterblichen musikalischen Schöpfungen dieses Zeitraumes sowie auch der kleineren Kompositionen finden wird, seien es die von Reichart vertonten Lieder Goethes und Schillers, oder die zahlreichen musikalischen Taschenbücher und Almanache, oder die Opern Mozarts, die schon 1796 als „entschieden die besten der Zeit“ gelten.<sup>1)</sup>

Doch nun genug der Aufzählungen, um nicht in dem — schließlich doch fruchtlosen — Bestreben, den Inhalt des großen Werkes erschöpfen zu wollen, ins Endlose zu schweifen. Nur den Wunsch möchte ich an dieser Stelle noch aussprechen, daß in einer Geschichte des Aufklärungszeitalters in Oberdeutschland auch die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ den ihr als Spiegel des gesamten Geisteslebens in Süddeutschland gebührenden Platz einnehmen möge.

---

<sup>1)</sup> 1796, 71. (Zauberflöte, Titus, Così fan tutte, Don Juan.)

## II. Teil.

---

### 1. Die politische Haltung der Zeitschrift.

Die 22 Jahre der Lebensdauer dieser Zeitung umspannen einen gewaltigen Abschnitt deutscher Geschichte, groß, nicht durch die Länge der Zeit, sondern vielmehr durch die folgenschweren Ereignisse: ein ganz anderes Deutschland noch im Jahre 1788 als 1810; erst die Jahre des aufgeklärten Despotismus, das Zeitalter Friedrichs und Josefs II., zuletzt wieder die Zeit kurz vor einem Höhepunkte, die innere Erstarkung der deutschen Nation eben vor der Leipziger Völkerschlacht, dazwischen die weltbewegende Tat der französischen Revolution mit ihren umwälzenden Wirkungen auf ganz Deutschland, der Zusammenbruch des alten römischen Reichs deutscher Nation, das Steigen und Fallen der Macht Napoleons.

Solche Ereignisse mußten in unserer Zeitung ihre Eindrücke hinterlassen, die sich daran knüpfende Literatur mußte hochwillkommenen Anlaß zu ausgedehnten Besprechungen der wichtigsten Fragen der Politik geben. Doch daneben zieht sich wie ein roter Faden — in den letzten Jahren so deutlich wie in den ersten — das Thema des Verhältnisses der deutschen katholischen Kirchenfürsten und des Kaisers zu Rom und zum Papste durch das ganze Werk. Ich will daher erst die Stellungnahme der Zeitung gegenüber Friedrich dem Großen, Kaiser Josef und seinem Nachfolger Leopold II. kennzeichnen, anschließend die eben unter Josef II. aufgeworfenen hierarchisch-politischen Fragen bis zum Ende durchführen, endlich die Auffassung der großen politischen Ereignisse darstellen und diese politische Haltung zu erklären versuchen.

Mehr als bezeichnend für die Zeitung ist es, daß schon der erste Aufsatz, wenn auch vom philosophischen Standpunkte aus durchgeführt und auch unter die philosophischen Werke eingereicht, dem politischen Gebiete angehört; es ist die Rezension einer Schrift über „Pressefreiheit und deren Grenzen, zur Beherzigung für Regenten, Zensoren und

Schriftsteller (1787). Von der Wichtigkeit des Themas überzeugt, findet man es wohl begründet, daß diese Besprechung an der Spitze des ganzen Unternehmens stehe, und der Rezensent erfaßt die Gelegenheit, in ausführlichster Weise den Grundsätzen der Aufklärung entsprechend für das Recht der Freiheit zu denken und zu schreiben einzutreten; die Grenzen dieser Freiheit müßten jedoch durch die Forderung nach Ehre und Wohlfahrt des Staates und des Regenten gezogen werden, weshalb es entschieden geboten sei, Schriften, die Atheismus und Unsittlichkeit verbreiten oder die in einem Staate herrschende Religionsform zu widerlegen trachten, zu verbieten. „Es ist an sich gewiß ganz richtig“, bemerkt der Rezensent, „daß die Wahrheit ihre Stärke in sich hat und daß Gründe und Beweise, die in ihr selbst liegen, zu ihrem Schutze dienen; aber lehrt nicht die Erfahrung, daß sie dieser inneren Stärke und dieses mächtigen Schutzes ungeachtet häufig verkannt und unterdrückt werde?“ — Deshalb verlangt er zu Gunsten des allgemeinen Wohles eine Beschränkung des gewiß begründeten Rechtes des einzelnen. Aus demselben Grunde müßten auch in Rücksicht auf Regenten und Privatleute geheime Korrespondenzen und Kabinettsgeschäfte von dem Umfange der Preßfreiheit schlechterdings ausgeschlossen bleiben. Wir sehen also die Grundsätze, nach denen in Salzburg unter Hieronymus die Zensur tatsächlich gehandhabt wurde, hier ausgesprochen und unsern Rezensenten, dem Bescheidenheit und Wahrheit als Forderungen der Moral und des Staates zur Richtschnur dienen, dafür eintreten.

Inwiefern nun diese Forderungen bei der Beurteilung der Schriften über die beiden Regenten Friedrich II. und Josef II. erfüllt wurden, wird sich im folgenden selbst zeigen.

Friedrich der Große war 1786, also zwei Jahre vor dem Erscheinen der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ gestorben; doch die Macht seiner Persönlichkeit wirkt auch in unserer Zeit noch stark und überall ist das Interesse für ihn lebendig. Hübnert selbst hatte ja schon 1787 in zwei Bänden „Rosen auf das Grab Friedrichs des Einzigen“ gesammelt. „Kein Gemäld, — nur Züge für das große Gemäld, das einst durch Meisterhand entstehen soll —“ hatte der begeisterte Verfasser in der Einleitung gesagt, „aufgehaschte einzelne Fünkchen aus jenem Sonnenkörper, welcher seit mehr als 46 Jahren an Europens politischem Himmel glänzte und die Augen der gesamten Mitwelt auf sich zog, . . . kurz, einige Charakterzüge aus dem öffentlichen und häuslichen Leben Friedrich II., dieses merkwürdigen deutschen Mannes, dieses seltenen Genies, dem ähnliche vielleicht in mehreren Jahrhunderten kaum drei

oder vier erscheinen“, sollten der Inhalt dieser Schrift sein, die durch eine schwungvolle Ode Schubarts erhebend abgeschlossen war. So erwarten wir auch in der Literatur-Zeitung nichts anderes als die höchste Achtung vor dem großen Könige, was die Rezensionen der zahlreich erschienenen Biographien, Anekdoten<sup>1)</sup> und Gesprächsammlungen auch beweisen. Von letzteren erregte das Werk von Zimmermann, dem Leibarzte des Königs, „Über Friedrich den Großen und seine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode“<sup>2)</sup> ganz besondere Aufmerksamkeit; man hebt einzelne Aussprüche Friedrichs hervor und rühmt vor allem die persönliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Königs.

Weit größer als die Bewunderung für Friedrich ist aber die Verehrung und Liebe, die man Kaiser Josef entgegenbringt. Mehrmals gibt die Zeitung Nachrichten von dem Befinden des Kaisers und sein früher Tod erfüllt alle mit größter Trauer. Wieder sammelt Hübner selbst in einer „Lebensgeschichte Josefs II. Kaisers der Deutschen“, „Rosen auf dessen Grab“, eine den Freunden des „verklärten Kaisers“ zugeeignete Blumenlese, die sowohl die großen Taten Josefs preisen als die ungerichten Vorwürfe der Gegner entkräften und seinen Geist denen, die ihn nicht erkannt, näherbringen sollte. So ist auch der Rezensent von diesem Werke, dem als Anhang eine Elegie von Eulog Schneider und eine lateinische Grabinschrift samt Übersetzung von Hübner selbst beigegeben ist, entzückt, denn auch für ihn ist Josef II. ein Ideal.<sup>3)</sup> Ebenso sind mit Sorgfalt die bedeutenderen Trauerreden und -predigten auf den Kaiser angezeigt.<sup>4)</sup> Daß man aber auch mit seinem Nachfolger Leopold II. vollkommen zufrieden war<sup>5)</sup> und dessen Vorzüge hervorhob, zeigt noch in demselben Jahre die Rezension einer Rede am Krönungstage Leopolds<sup>6)</sup> und ebenso spätere Aufsätze. Auch gelegentlich der Gedächtnisreden<sup>7)</sup> wird er als guter Fürst gepriesen und bald darauf<sup>8)</sup> sogar mit Josef II. zusammengestellt. Besondere Beachtung findet Johann Georg Jakobis Trauerrede auf Leopold.<sup>9)</sup>

Unter den politischen Ereignissen aus den letzten Jahren während der Regierung Josefs II. steht die Gründung des Fürstenbundes im Jahre 1785 im Vordergrund des Interesses. Bekanntlich war Josef schon 1784 mit Karl Theodor und Hieronymus wegen Umtausches ihrer Besitzungen in Verhandlung getreten, jedoch durch den von Friedrich II. ins Leben gerufenen Fürstenbund genötigt worden, seinen Abrundungsplan fallen

<sup>1)</sup> 1790, 24. — <sup>2)</sup> 1788, 189. — <sup>3)</sup> 1790, 123. — <sup>4)</sup> 1790, 89 u. 91. — <sup>5)</sup> 1791, 69. — <sup>6)</sup> 1790, 153. — <sup>7)</sup> 1792, 53, 80, 127 u. 128. — <sup>8)</sup> 1792, 120. — <sup>9)</sup> 1792, 127.

zu lassen. Das diplomatische Schlagwort von der „Erhaltung des Reichs-systems“ hatte man in Oberdeutschland nur zu bald durchschaut und man verstand wohl, daß damit nur die Hintertreibung von Josefs Plänen bezweckt werden sollte. So war man ungeachtet des persönlichen Ansehens Friedrichs mit dieser Politik nicht einverstanden. Zwar ist eine „Darstellung des Fürstenbundes“ (Leipzig 1787)<sup>1)</sup>, als deren Verfasser der Rezensent Hofrat Müller zu Mainz nennt und in welcher der Fürstenbund über alles gelobt wird, allerdings ohne näheres Eingehen auf die Sache, freudig begrüßt; doch noch in demselben Jahre machen sich entschieden Stimmen dagegen geltend. „Es geschieht nichts“, klagt der Rezensent (W—cht.) von „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde“ (1788)<sup>2)</sup> und sieht alle Hoffnungen, daß dieser Bund in religiöser Beziehung oder für die Reichsgerichte oder die Polizei etwas unternehmen werde, schwinden, obwohl ihm gerade die Gegenwart und insbesondere die Persönlichkeit des Kaisers, „der nie dagegen wäre, vorwärts zu gehen“, für Reformen zum Wohle und zur Festigung des Reiches am geeignetsten schiene. Einen Schritt weiter geht C. G. in seiner Rezension des Buches „Etwas vom Patriotismus im deutschen Reiche. Von einem Deutschen mit deutscher Freiheit“. (1788).<sup>3)</sup> Unser Rezensent wendet sich sofort gegen das durch Müllers eben erwähnte „Darstellung des Fürstenbundes“ geprägte Schlagwort „Patriotismus“ und sieht in den Bestrebungen des Bundes und der sogenannten Patrioten nichts anderes als Neid und Mißgunst gegen das Erzhaus Osterreich, das, während andere Fürsten für die Macht ihres Hauses aufs eifrigste arbeiten, nicht einmal seine altererbten Ansprüche und Besitzungen aufrecht erhalten sollte, gleichsam wie wenn „Josef zwar der Erbe der habsburgischen Tugenden, nicht aber der Ansprüche“ sein dürfte. So freut sich der Rezensent, daß Josefs Geist die seit langem schlummernden Kräfte seiner Länder zu neuen Leistungen erweckte und seine Macht festigte, daß Osterreich Burgau erwarb und seine Rechte in der Schweiz mit Nachdruck geltend machte, und aufs schärfste tadelt er, daß „Patrioten“ abtrünnigen Provinzen sogar das Wort sprechen. Ja, zum Schlusse tritt er sogar der allgemeinen Auffassung, der Fürstenbund sei zur Hintertreibung von Josefs Tauschplänen gegründet worden, entgegen, indem er auf Grund des rezensierten Werkes die Ansicht ausspricht, daß die Ideen zur Gründung eines Fürstenbundes gegen Osterreich bis ins Jahr 1784 auf Pläne des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zurückgingen, während das Tauschprojekt erst 1785 bekannt geworden sei.

<sup>1)</sup> 1788, 48. — <sup>2)</sup> 1788, 216. — <sup>3)</sup> 1788, 217 ff.

Wir lernen überhaupt in unseren Rezensenten treue Anhänger der kaiserlichen Gewalt kennen. Ist unser letztgenannter Referent am Schlusse seiner Ausführungen darüber empört, daß jeder Schwärmer es sich unter dem Schutze des Bundes zum Ruhme anrechnet, die „geheiligte Würde des allerhöchsten Reichsoberhauptes dreist anzufallen und zu entehren, diesem allen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt zu entreißen, die besten Absichten des kaiserlichen Hofes zu mißdeuten“, so tritt man auch sonst gegen jede Schmälerei der kaiserlichen Rechte auf, sei es nun durch Übergriffe geistlicher oder weltlicher Mächte. Man verwirft die Wahlkapitulationen bei der Kaiserwahl grundsätzlich und insbesondere wenn sie von jenen gemacht werden, die aus der Schmälerei der Kaiser-gewalt eigenen Vorteil ziehen wollen.<sup>1)</sup>

Mit derselben Entschiedenheit will man auch die Rechte des deutschen Kaisers gegenüber dem Papste gewahrt wissen. Es ist unseren Rezensenten klar, daß die kaiserliche Gewalt über der päpstlichen stehe, daß Petrus sich nie für einen allgemeinen Bischof ausgegeben habe.<sup>2)</sup> Erst seit dem 8. Jahrhunderte, wo der römische Hof sich zuerst weltliche Macht angemaßt, wo er zuerst die Belehnung über das Königreich Neapel für sich beansprucht habe, sagt der Rezensent,<sup>3)</sup> seien die Eingriffe der Päpste in die Angelegenheiten der weltlichen Herrscher ganz allgemein geworden, bis endlich Gregor VII., ein „herrsüchtiger und für die Kaisermacht gefährlicher Papst“, die Schwäche des Kaisers benützend die eigene Macht der des Kaisers überordnete, eine Politik, deren Rechtfertigung sich unser Rezensent<sup>4)</sup> nicht selbst zu unternehmen getraut, sondern Kurialisten und römischen Advokaten überlassen will. Ebenso werden bei der Rezension einer historischen Schrift über den Investiturstreit<sup>5)</sup> die Ansprüche des Kaisers gegenüber denen des Papstes als vollkommen berechtigt anerkannt. Ferner legt auch<sup>6)</sup> Rezensent den Päpsten zur Last, daß sie den Untergang des byzantinischen Kaisertums nicht verhindert hätten, wofern sie nur ihre Herrschaft über die abendländischen Reiche behaupteten, und so wünscht er denn bei der Besprechung der Schrift „Die Rechte eines deutschen Kaisers über den Papst und über Rom“, daß doch endlich der Allmächtige sich der deutschen Nation erbarmen und einen Kaiser erwecken möge, der mit Nachdruck die von Gott verliehenen Rechte verteidige und Roms Aftergewalt, unter der leider noch die meisten Kirchen-sprengel Deutschlands schmachten, in jene Grenzen zurückdränge, die der Stifter der Religion und die Apostel festgesetzt haben“.

<sup>1)</sup> 1790, 68 u. 69. — <sup>2)</sup> 1790, 13. — <sup>3)</sup> 1795, 103. — <sup>4)</sup> 1792, 75. — <sup>5)</sup> 1791, 112. — <sup>6)</sup> 1790, 13.

Dem entsprechend sehen wir auch die Rezensenten für die Unabhängigkeitsbestrebungen Josephs II. begeistert, ja, H. L. (Hübner) warnt sogar die Deutschen vor den Intriguen Roms und macht darauf aufmerksam, daß Rom die ihm mißliebigen Verträge nie halte und nie gehalten habe. In demselben Sinne ist auch die im Jahre 1785 wieder auftauchende Konkordatsfrage entschieden. In diesem Jahre hatten nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg den infolge des Widerstandes Bayerns vergeblichen Versuch gemacht, eine von Rom unabhängige deutsche Staatskirche zu schaffen, deren Grundzüge in den 23 „Emsen Punktationen“ ausgesprochen waren und in unserer Zeitung — wie nicht anders zu erwarten — begeisterte Anhänger fanden. Gleichzeitig wurde die dagegen aufgeworfene Rechtsfrage, ob die deutsche Nation berechtigt sei, das mit dem Papste im Jahre 1448 zu Wien geschlossene Konkordat, damals als Aschaffenburgers Konkordat bekannt, einseitig aufzuheben, von unserem Rezensenten<sup>1)</sup> mit entschiedenem Ja beantwortet. Neuerdings gab das von Bonaparte als erstem Konsul im Juli 1801 mit dem Papste geschlossene Konkordat den süddeutschen Theologen Anlaß zu verschiedenen Streitschriften, in denen sie ihre warnende Stimme erhoben. Mit Interesse wendet sich die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ wieder diesen Werken zu und so erklärt sich der Rezensent der Schrift „Patriotische Aufforderung an das katholische Deutschland zur Aufmerksamkeit bei Schließung eines neuen Konkordates mit dem römischen Papste“<sup>2)</sup> vollkommen einverstanden mit dem Verfasser, der scharf gegen die Absicht der Bestätigung deutscher Bischöfe durch Rom um schweres Geld, gegen die Vergabung deutscher Benefizien durch den Papst und gegen die sogenannten päpstlichen Gnadenbezeugungen loszieht. „Darüber“, heißt es an anderer Stelle,<sup>3)</sup> „daß mit dem römischen Papste ein Konkordat überhaupt unnötig sei, war sich der Rezensent schon längst im klaren; allein, wann wird die Zeit kommen, wo Vernunft und Staatsklugheit sich schwesterlich umarmen werden?“

Auch das Verhältnis zwischen dem Papste und den Bischöfen wünschten unsere Rezensenten wesentlich anders. Petrus, sagt man in der schon herangezogenen Rezension,<sup>4)</sup> habe nie in Sachen der Religion an ihn zu appellieren geboten und erst im Laufe der Jahrhunderte hätten sich die Päpste über die übrigen Bischöfe, ohne deren Einverständnis sie in früheren Zeiten nie etwas Bedeutenderes unternommen hatten, erhoben und sich zu deren Herren aufgeworfen. Die stärkste Beeinträchtigung der

1) 1789, 122. — 2) 1803, 29. — 3) 1807, 42. — 4) 1790, 13.



bischöflichen Gewalt sah man jedoch in den vom Papste entsendeten Nuntien, ja für unseren Rezensenten<sup>1)</sup> sind diese ohne Eingriffe in die Rechte eines Dritten überhaupt gar nicht denkbar. Bei der Besprechung einer „Kurzen Beleuchtung der Fakultäten päpstlicher Nuntien in Deutschland“<sup>2)</sup> hält man es für „unumstößlich, daß alle jetzigen Nuntienfakultäten im Grunde bloß Anmaßungen sind, denen von jeher widersprochen ward, obgleich dieselben durch Begünstigung der Zeitumstände zuweilen ausgeübt wurden“ und der Rezensent (L. A.) empfiehlt allen diese Schrift, aus der man mit einem Blicke ersehen wird, welchen Verwirrungen die deutschen Katholiken ausgesetzt wären, wenn man die Nuntien mit ihren Fakultäten schalten ließe, wie sie wollen, gerade so wie eine Schrift von Mohl, die für die Machtbefugnisse der Legaten eintritt,<sup>3)</sup> gleich darauf als nichts sagend und wertlos hingestellt wird.

Der in Hübners Wesen begründete Kampf gegen Mönchtum und Jesuitismus macht sich in der Zeitung mächtig geltend. Man verkennt<sup>4)</sup> nicht, daß die ersten Mönche sich wirklich Verdienste ums Vaterland erworben haben, aber man sieht nicht ein, daß deshalb auch jetzt der Monarch, „wenn er ihre für die Gesellschaft größtenteils toten Besitzungen zum Nutzen des Staates verwenden und die Wohnsitze des Bigottismus, des Aberglaubens und der Völlerei reinigen will, auf die Mönche des Mittelalters Rücksicht nehmen und deshalb die Hand schüchtern von den Mönchsbesitzungen zurückziehen“ sollte. Noch schärfer sind die Gegensätze zu dem Orden der Jesuiten. Man erkannte, daß die päpstliche Bulle, durch die dieser Orden hätte aufgehoben werden sollen, nur den kolossalen Leib schwer zu verwunden vermocht habe, daß aber der Geist des Jesuitismus ungeschwächt fortlebe. Die erschienenen geschichtlichen Werke,<sup>5)</sup> welche die gefährliche Macht dieses Institutes schilderten, sind beifällig aufgenommen und bei einer solchen Gelegenheit<sup>6)</sup> spricht der Rezensent von der Schwierigkeit, eine Geschichte der Jesuiten zu schreiben, „ohne sich bei der Darstellung der niederträchtigsten Taten, der verworfensten Bosheit, Blutgierde und Rachsucht von Leidenschaft davonreißen zu lassen“, da ein solches Werk fast nichts anderes sei als „ununterbrochene Erzählung von Lastertaten und die Menschheit empörenden Gräueln eines unter der Decke der Demut und Heiligkeit um sich greifenden Despotismus.“ Darum wäre zu wünschen, fährt er fort, daß alle Fürsten und Minister solche Werke lesen möchten, um ja nichts zur „Genejung dieses noch nicht getöteten aber schwer verwundeten Ungeheuers“ beizutragen.

<sup>1)</sup> 1789, 25. — <sup>2)</sup> 1989, 104. — <sup>3)</sup> 1789, 105. — <sup>4)</sup> 1791, 77. — <sup>5)</sup> 1789, 71. — <sup>6)</sup> 1791, 98.

sondern vielmehr dessen Tod zu beschleunigen. Wenn man auch noch im Jahre 1793<sup>1)</sup> eine Wiederherstellung des Jesuitenordens nicht befürchtend, die Anschuldigungen einer Schrift „Ueber die Wiederherstellung des Jesuitenordens und dessen Schädlichkeit für die europäischen Staaten, Moral und Religion“ zwar richtig aber unnötig fand, so wendet man sich anfangs 1800<sup>2)</sup> bei wieder erwachender Furcht mit erneutem und verstärktem Haffe gegen diesen gefürchteten Feind, den man in dem neuerrichteten Orden „de corde Jesu“ als die „neuen Jesuiten“ wiederaufleben sah,<sup>3)</sup> bis unser Rezensent endlich<sup>4)</sup> mit nicht zu verkennender Resignation das Auferstehen des Jesuitenordens als ein „merkwürdiges Ereignis“ bezeichnet.

Mit derselben Ausdauer wird der Kampf um die Aufhebung des Zölibats geführt. Man benützt nicht nur jede Gelegenheit, zu zeigen, daß die Ehelosigkeit der Geistlichen von dem Stifter der Religion durchaus nicht befohlen worden sei, auch Petrus seinen Priestern die Ehe nicht verboten habe und der Zölibat erst durch Papst Gregor VII. durchgesetzt wurde. Alle möglichen Gründe des Verstandes werden vorgetragen, die besten Vorschläge über die Art der Aufhebung geltend gemacht, an die verschiedensten Mächte wendet man sich mit der Bitte, beim Papste für die Zulassung der Priesterehe einzutreten. Schon im Jahre 1790<sup>5)</sup> freut man sich über ein Lustspiel „Der Zölibat ist aufgehoben!“, daß dadurch der Gedanke der Aufhebung von solchen „mit der heutigen Aufklärung im geraden Widerspruche stehenden“ Einrichtungen auf dem Wege von Erzählungen, Gesprächen oder Komödien schon vor der Verwirklichung dem Volke näher gebracht werde. 1791<sup>6)</sup> hält man die Aufhebung des Zölibates für ein „sehr kräftiges Mittel, die Kapuzen aller Art und Farbe aus der Mode zu bringen“, und zugleich fordert man den deutschen Adel auf, sich durch Beförderung dieses Werkes ein ewiges Ehrendenkmal zu gründen und statt eine „Bitte an die deutschen Fürsten um Aufhebung des Zölibates“ zu rezensieren,<sup>7)</sup> zählt man die 25 in der Schrift enthaltenen Gründe Punkt für Punkt sehr ausführlich auf. Bei alledem sind unsere Gewährsmänner strenge Gegner einer heimlichen Ehe der Geistlichen<sup>8)</sup>, und wenn der Politik die stärksten Gründe der Vernunft weichen müßten, so sollte man doch den Übertritt von Geistlichen in den Laienstand gestatten und so die Säkularisation auch auf den einzelnen übertragen,<sup>9)</sup> ein Vorschlag, dem unser Rezensent, der kein Geistlicher ist, also nicht aus Selbstliebe zustimmt. Wieder wird ein Vorschlag, wie der

<sup>1)</sup> 1793, 47. — <sup>2)</sup> 1800, 16 u. 17. — <sup>3)</sup> 1800, 148. — <sup>4)</sup> 1802, 87. — <sup>5)</sup> 1790, 71. — <sup>6)</sup> 1791, 30. — <sup>7)</sup> 1802, 12. — <sup>8)</sup> 1792, 76. — <sup>9)</sup> 1802, 90.

Zölibat allmählich abgeschafft werden könnte, ausführlich behandelt<sup>1)</sup> und im Jahre 1806 (154) heißt es deutlich: „Zeit ist es, den Zölibat abzuschaffen.“ Auch die gegnerischen Schriften sind genau besprochen. Die Zeitung widerlegt in nicht weniger als sieben Fortsetzungen, deren jede fast ein ganzes Stück füllt,<sup>2)</sup> mit der größten Sorgfalt und mit besonderem Scharffinne alle Gründe, die zugunsten des Zölibates von gegnerischer Seite angeführt worden sind oder auch nur vorgebracht werden könnten. Noch im Jahre 1806 hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben und tröstete sich damit,<sup>3)</sup> daß Napoleon, von dem man es bis dahin zwar vergeblich erwartet hatte, doch noch auf den Papst einwirken werde, daß er diese der modernen Zeit ganz und gar nicht mehr entsprechende Einrichtung aufhebe.

Auch die Behandlung der Judenfrage scheint mir hier eingehendere Betrachtung zu verdienen. Wir machen hier die merkwürdige Beobachtung, daß man in den ersten Jahren ganz im Sinne der Toleranz und Aufklärung für die Juden Partei ergreift, während in den letzten Jahren unbedingt der jüdenfeindliche Geist die Oberhand gewinnt. Man ist bis zum Jahre 1793 nicht nur überzeugt, daß man den Juden die Menschenrechte nicht vorenthalten dürfe, sondern tritt dafür ein, daß ihnen auch alle bürgerlichen Rechte eingeräumt werden sollten.<sup>4)</sup> Man dürfe die eigene Jugend nicht zum Hass gegen die Juden erziehen, den Judenkindern den Zutritt zu den Stadtschulen nicht mehr länger verweigern und man solle ihnen Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung einpflanzen; ferner solle man sie nicht durch den Zwang, in eigenen Judengassen zu wohnen, von der Gesellschaft absperrern, von ihnen nicht mehr Abgaben fordern als von anderen und sie nicht bedrücken, um sie nicht zu Betrügereien zu zwingen. Endlich hofft man sie eben durch Verleihung bürgerlicher Rechte zu Handwerken heranzuziehen, damit sie nicht mehr bloß auf den Handel angewiesen wären. Doch bald schlägt diese Stimmung um. Schon 1793<sup>5)</sup> sehen wir eine Widerlegung von zu ideal geschilderten jüdischen Verhältnissen und bald darauf<sup>6)</sup> zeigt eine Rezension, daß man nun nicht mehr allein von der Toleranz begeistert ist, sondern auch auf die unter dem Schutze der Duldung wachsende Macht des Judentums aufmerksam wird. Wenngleich der Autor der Schrift „Über Judentum und Juden, hauptsächlich in Rücksicht ihres Einflusses auf bürgerlichen Wohlstand“ von den galizischen Zuständen ausgehend in den grellsten Farben schildert und zeigt, wie stark die christliche Bevölkerung

<sup>1)</sup> 1803, 93. — <sup>2)</sup> 1809, 62—66, 74, 75. — <sup>3)</sup> 1806, 191 u. 192. — <sup>4)</sup> 1788, 78. — <sup>5)</sup> 1793, 24. — <sup>6)</sup> 1796, 4.

durch die geübte Toleranz gelitten habe, hofft der Rezensent (A. S., Sandbichler) doch wenigstens in einigen Ländern, die Juden der Aufklärung zuzuführen, muß aber schon zugeben, daß die ihm am einfachsten scheinende Lösung der Frage, die Christianisierung der Juden, undurchführbar sei. Auch der Rezensent einer Schrift von de Lüc<sup>1)</sup>, der die Juden vom Übertritte zum Christentum abmahnt, möchte den Verfasser, einen von unserer Zeitung sonst geachteten Gelehrten,<sup>2)</sup> wegen dieses Werkes eher für einen stockorthodoxen Rabbiner als für einen Philosophen halten, obwohl er einsieht, daß ein augenblicklicher Übertritt der gesamten Juden keine günstigen Folgen haben könne. Mit den Jahren verschärfen sich die Gegensätze noch weit mehr. Nun will man von bürgerlichen Rechten der Juden durchaus nichts mehr wissen und der Rezensent sähe darin einen Sprung in der Entwicklung der Gesellschaft, der den größten Schaden bringen könnte, und er begründet dies mit den Worten:<sup>3)</sup> „Die jüdische Nation ist noch immer die feige, sinnliche, abergläubische, keines Patriotismus fähige, an ihren unserer bürgerlichen Gesellschaft gefährlichen Grundsätzen hangende, von feindlichen Gesinnungen gegen uns erfüllte, auf ihre nichtigen Ansprüche stolze Nation.“ Entsprechend dieser nunmehr ausgesprochen judenfeindlichen Tendenz ist eine in sehr scharfen Wendungen gehaltene Schrift, die besonders gegen den Wucher und das grundsätzliche Bestreben der Juden, die Christen zugrunde zu richten, loszieht, mit großem Beifalle aufgenommen<sup>4)</sup> und einige Monate später sind drei Stücke<sup>5)</sup> fast ganz ausgefüllt mit einer sehr ausführlichen Besprechung einer ähnlichen Schrift.

Kehren wir wieder zu den geschichtlichen Ereignissen zurück! Es fällt uns zunächst eine Masse von Rezensionen ins Auge, die sich mit der Reichstagsliteratur beschäftigen. Es sind ermüdende Aufzählungen der vielen Schriften, welche die Verhandlungen des ständigen Reichstages zum Gegenstande haben, wobei auch unsere Rezensenten selten mehr als Titel und eine knappe Inhaltsangabe bringen, so daß daraus nicht viel zu entnehmen ist. Tatsächlich waren ja auch diese Verhandlungen von so geringem Erfolge gekrönt, daß es uns nicht wundern kann, wenn man ihnen von Seite der Literaturzeitung nicht das nötige Interesse entgegenbrachte, um eine eigene Ansicht zu vertreten. Mit weit größerer Sorgfalt sind jedoch die Schriften über die Wahlen für die Reichsdeputation im Jahre 1800 (9. Stück) behandelt, doch zeigt die sehr langweilige Besprechung, daß man sich auch dafür nicht besonders erwärmen konnte.

<sup>1)</sup> 1800, 14. — <sup>2)</sup> 1800, I., Seite 1109. — <sup>3)</sup> 1804, 61. — <sup>4)</sup> 1804, 9. — <sup>5)</sup> 1804, 75–77.

Merkwürdig spät beginnt man erst die volle Bedeutung der Ereignisse in Frankreich einzusehen. Ohne jedes Interesse sind im Jahre 1789<sup>1)</sup> die Schriften über die Nationalversammlung rezensiert und, da man doch wohl die Wichtigkeit des Ereignisses erkannte, der Inhalt der Bücher angegeben und L. S. bespricht mit derselben Farblosigkeit Meisters „Geschichte des französischen Reichstages bis zur Bürgerbewaffnung.“<sup>2)</sup> Erst die „Verteidigung der französischen Revolution“ von Mackintosh<sup>3)</sup> nötigte den Rezensenten, Stellung zu nehmen; so lobt er das Werk an sich als eine tüchtige Arbeit, ist aber entgegen der Ansicht des Verfassers von der Nichtberechtigung einer Revolution überzeugt. Nun erst erwacht das Interesse für die Revolution, nachdem schon seit zwei Jahren die französischen Heere in der Champagne und in den Niederlanden gegen die verbündeten Mächte Erfolg auf Erfolg errangen. Eigene Grundsätze verrät uns ein Rezensent erst zwei Jahre später:<sup>4)</sup> Ihm ist klar, daß Staatsreformen von Zeit zu Zeit nötig seien, doch dürften diese nicht auf dem Wege einer Umwälzung geschehen und die alten Verfassungen nicht auf einmal gänzlich zertrümmert werden; Reformen müßten allmählich und nach reiflicher Überlegung von oben herab veranstaltet werden, weil von da eine leitende Kraft wirke. Er will aber auch deutlich auf die in Deutschland notwendigen Reformen aufmerksam machen und die französische Revolution mit ihren Ausschreitungen als warnendes Beispiel hinstellen, wie die entfesselte Volksgewalt selbst sich Hilfe schafft, wenn die Regierung nichts tun will. Jetzt ist man nicht nur bestrebt, sich genau über alle Vorgänge zu unterrichten,<sup>5)</sup> sondern es zeigt sich besonders in Adelskreisen Furcht vor der plötzlich steigenden Macht der Franzosen.<sup>6)</sup> Aber noch denkt man zu Anfang 1795<sup>7)</sup> nicht im entferntesten daran, daß Frankreich, das man für an Menschen und Mitteln erschöpft hält, Deutschland mit Krieg überziehen könne, ja man ist sich noch nicht einmal im klaren, ob man für oder wider einen Krieg mit Frankreich Partei ergreifen soll, und gibt,<sup>8)</sup> ohne sich für das eine oder das andere zu entscheiden, nebeneinander zwei Schriften, mit den entgegengesetzten Absichten in Bezug auf diesen Krieg und ebenso auf die Revolution bloß inhaltlich wieder und empfiehlt beide zur Lektüre. Indessen war eine Kriegserklärung seitens Deutschlands gar nicht mehr nötig, denn schon drangen die französischen Heere in Süddeutschland und Oberitalien vor, wurden auf ersterem Kriegsschauplatz zwar durch Erzherzog Karls Siege bei Amberg und Würzburg aufgehalten, in Italien jedoch wurden die Öster-

1) 1789, 83, 136 u. 150. — 2) 1789, 128. — 3) 1794, 75. — 4) 1796, 69. — 5) 1794, 140. — 6) 1794, 133. — 7) 1795, 19. — 8) 1795, 32.

reicher von Bonapartes Truppen bis nach Kärnten zurückgedrängt, so daß Kaiser Franz sich zum Frieden von Campo Formio (1797) bequemen mußte. An den Rezensionen der Schriften über diesen Feldzug fällt uns schon die strenge Unparteilichkeit auf, mit der man sich hütet, den Franzosen Vorwürfe zu machen, ja wir sehen mitunter ziemlich deutlich schon jetzt die franzosenfreundliche Haltung durchscheinen. Zwar wünscht man gelegentlich<sup>1)</sup> den österreichischen Schriftstellern Glück, „welche seit dem Übergange der Franzosen über den Rhein und dem Einfalle ins Mailändische sich zur Aufgabe machen, den Gemeingeist der Nation, welcher seit einem halben Jahrhunderte tief zu schlummern schien, zu erwecken“, doch ist man bemüht, streng zu scheiden zwischen der französischen Nation und ihrer Armee, welch' letztere man als eine aus den Armen und Arbeitslosen Frankreichs zusammengewürfelte Horde betrachtet. So klagt auch unser Mitarbeiter Zapf in Augsburg über die Plagen, die das Land durch die Franzosen zu leiden hat. Zapf und sein Rezensent<sup>2)</sup> können — so leid es ihnen tut — denn doch als ehrliche Deutsche der französischen Regierung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie ihre Armeen außer Land schickt und sie durch Vorenthaltung des Soldes zu Raub und Plünderung zwingt, um so auf Kosten des fremden Landes die eigenen Leute zu ernähren.

Bald tritt aber das Interesse für Napoleons Persönlichkeit in den Vordergrund. Noch 1794 wird von Bonaparte nicht die geringste Erwähnung getan, und auch in den letzten Jahren der Salzburger Ara der Literaturzeitung ist man noch nicht imstande, seine Bedeutung zu erkennen. Wie mit einem Schlage ändert sich dieses Verhältnis in der Münchener Zeit entsprechend den alten freundschaftlichen Beziehungen Bayerns zu Frankreich. In demselben Maße, als man Napoleon die Sympathien zuwendet, schwindet natürlich die Teilnahme für Österreich und wir sehen die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ treu die Politik des Ministers Montgelas vertreten, der nur in der Freundschaft mit Frankreich das Heil Bayerns erblickte. So ist<sup>3)</sup> Bonaparte der „Stolz des Zeitalters, ein Mann voll Gefühl und Rechtschaffenheit in einzelnen Lagen und selbst in kleinen Dingen“ und bei der Rezension einer Lebensbeschreibung Bonapartes<sup>4)</sup> heißt es, daß die Mittelklasse der Menschheit sich nicht werde satt lesen können, „denn wen interessiert heute Bonaparte nicht?“ — Wie hoch man jedoch Napoleon in späterer Zeit schätzte, zeigt der Rezensent, der den Verfasser einer „Geschichte des 62tägigen fran-

1) 1796, 107. — 2) 1797, 24. — 3) 1802, 23. — 4) 1802, 131.

zöfisch-baierischen Krieges“ zu Ende des Jahres 1805,<sup>1)</sup> die von Napoleon fast nur Anekdoten erzählt, deswegen für wahnsinnig hält.

Während die Ereignisse des Krieges der zweiten Koalition (1799—1801) beinahe totgeschwiegen sind, beschäftigt sich erst die Rezension des Werkes von J. Paul Harl „Über Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen“,<sup>2)</sup> welches in ausführlicher Besprechung als in jeder Beziehung vollendetes Erzeugnis zum eingehenden Studium empfohlen wird, mit der politischen Lage Deutschlands. Der Verfasser, der selbst dem Kreise unserer Literaturzeitung nahestand, behandelt in seinem Buche erst das Verhältnis zwischen Kirche und Staat und kommt dabei wieder auf das Konkordat zu sprechen, worüber er unverhohlen seine Meinung darlegt: „Es ist zu bedauern, daß Staatsregenten noch im 19. Jahrhunderte sich genötigt sehen, mit Rom Konkordate zu schließen und auf solche Weise die römischen Päpste als Mitregenten in ihren Staaten, folglich einen auswärtigen Staat in ihren Staaten und eine fremde Macht neben der ihrigen anerkennen“. Im folgenden bezeichnet er den Frieden von Lunéville als für Deutschland sehr vorteilhaft: In rein staatlicher Beziehung wegen des „nun hergestellten Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Preußen, wodurch Streitigkeiten zwischen diesen beiden hintangehalten werden; Deutschland besteht nun aus diesen beiden Großstaaten, welche sich auch offensiv verhalten können, während alle anderen sich passiv verhalten müssen“. Daß dadurch der Westen Deutschlands ganz ungesichert ist, davor hat Harl keine Angst; denn er gibt sich am Schlusse dieses Abschnittes der zweifelhaften Hoffnung hin: „Seit dem Regierungsantritte Napoleons dürfte auch von hier nichts mehr zu fürchten sein“. In zweiter Linie gilt ihm die Säkularisation als sehr wichtig. Er bespricht den Schaden, welchen die geistlichen Fürstentümer angerichtet hätten, und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß jetzt unter weltlicher Herrschaft diese Länder zu neuer Blüte kommen werden. Harl schließt seine Betrachtungen mit einer nochmaligen Warnung vor einem Konkordate mit dem Papste und rät dafür, in Deutschland eine gründliche Kirchenreform durchzuführen, wodurch die Schließung von Verträgen mit Rom von selbst unnötig würde.

Der Reichsdeputations-Hauptschluß hatte zwar durch Säkularisation und Mediatisirung einer Anzahl von nicht mehr lebensfähigen Staatswesen ein Ende gemacht, doch war es dadurch nicht gelungen, der alten Reichsverfassung neue Kräfte zuzuführen. Es lag nahe, daß sich deutsche

<sup>1)</sup> 1806, 122. — <sup>2)</sup> 1804, 128.

Rechtsgelehrte mit der Lösung dieser wichtigen Frage beschäftigten; eine derartige Arbeit ist die im September 1805 erschienene Schrift eines ungenannten Verfassers „Über Garantie überhaupt und die russische Garantie der deutschen Staatsverfassung insbesondere“. Als Rezensent nennt sich der Landshuter Universitätsprofessor G ö n n e r, der sich zuerst dagegen verwahrt, daß das Werk, wie man im „Göttinger gelehrten Anzeiger“ meinte, aus seiner Schule stamme; er ist vielmehr mit dem Begriffe der Garantie, wie sie der Verfasser versteht, nicht ganz einverstanden, da dieser dem Garant, oder wie er ihn nennt, Protektor viel zu weitgehende Einflüsse auf den Staat, für dessen Verfassung er garantiert, einräumt. Dagegen stimmt er mit ihm darin überein, daß für die deutsche Verfassung ein Garant sehr notwendig und Rußland wegen seiner inneren Verhältnisse der einzig mögliche sei, während Frankreich als solcher nicht betrachtet werden könne, Oesterreich und Preußen zu schwach seien. Im allgemeinen aber glaubt er, daß die russische Garantie allein für die so hinfällige deutsche Reichsverfassung nicht genügend sei.

Gönnner hatte nur zu richtig befürchtet, denn inzwischen hatte der Friede in Europa nicht lange gedauert. Napoleon war als Kaiser der Franzosen bald wieder mit England in Streit geraten und hatte 1805 den Krieg der dritten Koalition mit Rußland und Oesterreich durch die Schlacht bei Austerlitz zu Ende geführt, und durch den Preßburger Frieden war — wenn auch noch nicht dem Namen nach — das deutsche Reich so gut wie aufgelöst worden. Die süddeutschen, mit Napoleon verbündeten Staaten hatten ganz bedeutende Vorteile erreicht; Bayern war am besten auf seine Rechnung gekommen, denn für die Abtretung des Bistums Würzburg an den ehemaligen Großherzog von Toskana hatte es u. a. Tirol, Ansbach, Borsarlberg, Burgau und Lindau, eine Vermehrung des Gebietes um 500 Quadratmeilen erhalten, so daß infolge dieses Machtzuwachses Kurfürst Max Josef mit Zustimmung Frankreichs und Oesterreichs am 1. Jänner 1806 den Titel eines Königs von Bayern angenommen hatte. Schon im September dieses Jahres<sup>1)</sup> finden wir in unserer Literaturzeitung die Rezension über „Baierns wiederhergestellte Königswürde“ von Zapf in Augsburg, der voll von Patriotismus, welcher natürlich nicht über die Grenzen Bayerns hinausgeht, die ungeheuere Freude des ganzen Volkes über die Erhebung zum Königtume und die Liebe zum Könige Max Josef selbst beweist. Der Jahrgang 1806 bringt ebenso die Besprechungen einer Reihe von Geschichtswerken über die kriegerischen Er-

<sup>1)</sup> 1806, 111.



eignisse der letzten Jahre und Biographien Napoleons. Diese wie alle späteren derartigen Rezensionen zeigen ein peinliches Streben nach Unparteilichkeit. In dieser Absicht heißt es bei Beurteilung eines Lehrbuches der allgemeinen Weltgeschichte bis 1806: <sup>1)</sup> „Mit der Unparteilichkeit des Herrn Müller (des Verfassers) wird man im Ganzen zufrieden sein können, nur scheinen die Ansichten des „Moniteur“ und anderer französischer Zeitungen bei ihm viel Glauben zu finden; — möchten ihn in der ernsten Geschichte doch diese Gewährsmänner am wenigsten verdienen! Aber wahr ist das Urtheil: Klugheit, Kriegskunst und Glück waren bisher die beständigen Gefährten Napoleons, des Einzigen, der würdig wäre, eine Monarchie zu besitzen, wie Augustus eine besaß, und zu welcher ihm die jetzige Politik der Höfe die Hand zu bieten scheint“. Für den Rezensenten noch bezeichnender ist seine Bemerkung: „Deutschlands neuestes Schicksal scheint dem Verfasser am Herzen zu liegen; wer könnte dabei auch ganz gleichgültig bleiben? Ist aber Deutschland nicht längst tief gesunken?“ Daß aber der Rezensent bei den letzten Worten an die Erniedrigung Deutschlands durch Napoleon denkt, ist so gut wie ausgeschlossen; er bezieht sie wohl nur auf die bevorstehende Auflösung des deutschen Reiches.

Das Jahr 1806 brachte endlich nach förmlichem Austritte von 16 Fürsten aus dem deutschen Reiche die Gründung des Rheinbundes mit Napoleon als Protektor an der Spitze und die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz II. In einer in Berlin bei Maurer 1804 erschienenen Schrift über „Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen mit besonderen Gesichtspunkten für die Entschädigungslande des Königs von Preußen“ finden wir folgende Ansicht niedergelegt: Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß für Deutschland ein gewisses Gleichgewicht zwischen den einzelnen Staaten von größter Bedeutung sei, gibt er als Stützen desselben an, daß die größeren, die auch offensiv auftreten können, nur solche Entschädigungen erhalten haben, wodurch das Gleichgewicht wieder möglichst hergestellt wurde, und daß ferner die Macht der kleineren Staaten zweckmäßig erhöht wurde, damit sie bei Gefährdung der allgemeinen Ruhe des Reiches den Ausschlag geben könnten. Nach Besprechung der Grenzen Deutschlands und seiner Beziehungen zu den Nachbarstaaten drückt er sich über das Verhältnis zu Frankreich folgendermaßen aus: „Die Gefahr für Deutschland ist auf dieser Seite noch umso größer, als hier keine allzustarke Macht ist, welche einigen Schutz

<sup>1)</sup> 1806, 99.

leisten könnte: denn wie zersplittert ist hier ungeachtet mancher Konsolidierungen nicht das Reich noch immer auf seiner ganzen westlichen Seite? Wie schwach sind hier die Regierungen im Verhältnis gegen ihren übermächtigen Nachbarn! Würde es uns daher wundern dürfen, wenn wir politisch genommen diesen Teil Deutschlands mit der Zeit ganz im Interesse Frankreichs sähen?" Mit dieser Bemerkung, die unserer heutigen Auffassung der Lage wohl entsprechen würde, kann sich aber unser Rezensent<sup>1)</sup> durchaus nicht einverstanden erklären, denn er sieht gerade den Westen Deutschlands „durch die freundnachbarliche Berührung mit seinem mächtigen Garanten“, dem Protektor des Rheinbundes, ganz besonders gesichert.

Über Schriften, welche den Zusammenbruch der preußischen Macht in den Jahren 1806/07 behandeln, finden sich nur ganz vereinzelte Rezensionen. Man schreibt in diesen den Untergang der Großmachtstellung Preußens der egoistischen Politik der Regierung zu, zeigt aber durchaus keine Gehässigkeit und macht Preußen nur die tatsächliche Inkonsequenz in der Handlungsweise zum Vorwurf.

Sehr eifrig dagegen beschäftigt sich unsere Zeitschrift mit Werken, die den Rheinbund betreffen. Man führt<sup>2)</sup> den Inhalt der ersten vier Bände des „Rheinischen Bundes“ an, einer Zeitschrift, die von Winkopp herausgegeben wurde, und zeigt großes Interesse und warme Begeisterung für den Bund selbst. Später<sup>3)</sup> sagt der Rezensent von der „Rheinischen Bundeszeitung von Heidelberg“: „Sie fährt fort, sich vorteilhaft auszuzeichnen und alles, was dem deutschen Bunde angehört, zu erläutern“. Ebenso heißt<sup>4)</sup> die „Germania“, eine von dem Gießener Universitätsprofessor Crome herausgegebene Zeitschrift, „mit Recht sehr beliebt“, weil sie ganz im Sinne des Rheinbundes arbeitete. Wie sehr man mit den neuen Verhältnissen zufrieden war und von dem Rheinbunde nur das Beste hoffte, zeigt<sup>5)</sup> die Besprechung von Christ. Ulrich Eggers „Deutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde“. Der Rezensent stimmt mit Egger vollkommen in der Ansicht überein, daß es freudig zu begrüßen sei, daß sich wieder um die zerstreuten deutschen Fürsten ein festes Band schlingt, nachdem das kaiserliche Ansehen, das wesentlichste Prinzip der deutschen Reichsverfassung, ganz gesunken sei; beide betrachten die Gründung des Bundes als eine Wiedergeburt eines deutschen Reiches aus dem Chaos in das alte Deutschland gestürzt war. In der Herrschaft Napoleons sehen sie nicht etwa eine Schmach für Deutschland,

<sup>1)</sup> 1807, 42. — <sup>2)</sup> 1805, 13—15. — <sup>3)</sup> 1805, 42. — <sup>4)</sup> 1808, 73. — <sup>5)</sup> 1808, 53.

sondern sie halten dieses Verhältnis zu Frankreich für großartig, besonders in Bezug auf den äußeren Frieden, der ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit „auf lange, lange Zeit gesichert“ erscheint, da einerseits die meisten Staaten ohnehin nur mit Frankreich in Streit geraten wären, es aber andererseits nicht so leicht möglich sein werde, Frankreich und den Rheinbund anzugreifen. Daß man nämlich auch in Bayern des ewigen Kriegsführens schon lange genug hatte, zeigen die Worte aus der Rezension einer französischen Geschichte seit 1792 :<sup>1)</sup> „Es scheint aber doch, daß diese Art des Kriegsführens in die Länge nicht dauern könne, oder man machte Europa zur osmanischen Wüste“. Bezüglich der inneren staatlichen Einrichtungen sind Egger und sein Rezensent darüber einig, daß es von großer Bedeutung sei, die landständischen Verfassungen innerhalb der einzelnen Bundesstaaten zu belassen. Für das alte Reichskammergericht, das beiden als eines der edelsten Kleinodien der Reichsverfassung gilt, hoffen sie auch vom Rheinbunde eine solche Einrichtung, daß auch darin der Rheinische Bund nicht hinter dem deutschen Mutterstaate zurückbleibe, sondern das Gerichtswesen angemessen dem Fortschritte des Zeitalters in Wissenschaft und Rechtspflege neu geregelt werde. Dem Vorschlage, die französische Rechtsordnung nach dem Code Napoléon, — der sonst in unserer Zeitung sehr hoch geschätzt wird, — auch auf die deutschen Länder zu übertragen, stimmt der Rezensent allerdings nicht bei. Für sehr glückliche Folgen des Bundes halten jedoch wieder beide die neue Polizei und die Verminderung der stehenden Heere (!). Die ganze Besprechung ist überhaupt erfüllt von der Begeisterung, daß es durch diesen Bund gelungen sei, die Einheit deutscher Staaten nach außen herzustellen, ohne die Freiheit des einzelnen in der Verwaltung im Innern seines Staates eingeschränkt zu haben, und das Ganze klingt in die Hoffnung aus, daß für die Bewohner dieser Länder ein schöner Tag angebrochen sei.

So schreibt die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ zu einer Zeit so tiefer Erniedrigung Deutschlands, da fast alle deutschen Fürsten zu Erfurt Napoleon huldigten. In dem von französischen Truppen besetzten Berlin aber hielt Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ und die begeisterten und begeisternden Worte, in denen er seinem Volke die Schuld der Selbstsucht, die zum Untergange geführt, vorwarf und die Jugend zur Sittlichkeit mahnte, durch die allein dem Volke aufgeholfen werden könne, drangen auch nach Bayern, das sich unter der fremden Herrschaft

<sup>1)</sup> 1807, 142.

so wohl fühlte. In der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ findet es der Rezensent<sup>1)</sup> vor allem merkwürdig, einen Philosophen wie Fichte unmittelbar zu seiner Nation reden und seine Meinung über ihr politisches Wohl darlegen zu hören. Die Besprechung macht er verhältnismäßig kurz, beschränkt sich auf die Anführung einiger Hauptpunkte, besonders die Mahnung zur Sittlichkeit, anerkennt den Reichtum an eigenen Ideen und hofft, daß alle Männer deutscher Nation dieses Werk lesen werden, denn eine Stimme dieser Art sei wert, überall gehört zu werden.

1809 war Napoleon auf den Höhepunkt seiner Macht gelangt; nur Rußland und Spanien waren unbeseigt geblieben, in ganz Deutschland fühlte er sich als unbeschränkter Herr. Von Wien aus hob er im Mai 1809 auch die weltliche Macht des Papstes auf und ließ ihn selbst gefangen nach Frankreich bringen. Diese That gab einem gewissen Musfina in Straubing Anlaß zu einer Äußerung seiner inneren Befriedigung und einem Lobgesange auf Napoleon, ja, er wünschte nur, daß er dem durch die Päpste seiner Zeit so mißhandelten Ludwig (IV.) diese Katastrophe mit allen ihren Folgen mitteilen könnte, und freut sich umsomehr, daß dies gerade von der Hauptstadt der alten deutschen Kaiser aus geschehen ist. Auch unser Rezensent stimmt ein in diese Freude und sieht in dieser Schrift den Ausdruck eines regen und reinen Patriotismus, da sie sich wie ein zweischneidiges Schwert gegen zwei Feinde zugleich richtete.<sup>2)</sup>

Napoleon selbst ist zu dieser Zeit nur Gegenstand der Bewunderung. Aus einem „Eingefandt“ über die Schrift „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich“<sup>3)</sup> spricht die größte Hochachtung vor dem Genie Napoleons, dem es nicht um die Existenz einzelner Verhältnisse, einzelner Völker und Regenten zu tun sei, sondern der wolle, daß ganz Europa künftig nur eine Idee aussprechen solle: Seine Völker zu einem Leben zu entzünden. „Diesen Mann“, heißt es, „kann allerdings die Gegenwart nicht begreifen, ihn wird erst die Zukunft verstehen lernen und nur aus diesem riesigen Mißverständnis des unerreichten Geistes Napoleons lassen sich die fortwährenden Kriege und Leiden der Völker und Throne erklären“.

Dieselbe Begeisterung zeigt die Rezension einer Rede von Ludwig Rossegarten,<sup>4)</sup> welche dieser am Napoleonstage 1809 in Greifswalde gehalten hatte. Der Rezensent (Th. A. B. M.) hofft allen Lesern den größten Gefallen zu erweisen, wenn er die Rede im Auszuge wiedergibt:

<sup>1)</sup> 1808, 65. — <sup>2)</sup> 1809, 32. — <sup>3)</sup> 1809, 115 — <sup>4)</sup> 1810, 179. (Die Rede, welche 1817 beim Wartburgfeste feierlich verbrannt wurde.)

Die Rede beginnt also voll Begeisterung mit der Lebensgeschichte Napoleons, stellt ihn über Alexander und Cäsar, nennt ihn von Menschen unbefiegt, denn bei Eylau und Aspern sei er nicht Menschen sondern Gott unterlegen, der wider ihn stritt, bei Eylau im Schneegewitter, bei Aspern in den Wogen der Donau. Dann preist sie ihn als ausgezeichneten Herrscher sowohl Frankreichs als der besiegten Länder und rechnet es ihm hoch an, daß er die unterworfenen Länder nicht zu Frankreich geschlagen, sondern die eigenen Regierungen nach Möglichkeit verbessert und ihnen seinen eigenen Geist eingehaucht habe, so daß er für Deutschlands Wohl Außerordentliches geleistet habe. „Auf diese Weise wird jeder gute Deutsche wohl mit Wehmut die alte deutsche Reichsverfassung fallen sehen, aber er wird auch überzeugt sein, daß Deutschland als solches nicht untergehen, sondern als einheitlicher Staat erstehen werde“.

Also wächst mit der aufsteigenden Macht Napoleons die Begeisterung für ihn in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“, bis<sup>1)</sup> die ausführliche Rezension und freudige Aufnahme eines lateinischen Gedichtes „Ad filiolum Caesaris“ zugleich als letzte, die auf ihn Bezug nimmt, den Gipfel seines Glückes bezeichnet.

Fragen wir nach der Erklärung für diese Haltung. Mit Begeisterung hörten wir unsere Rezensenten von Patriotismus und Wohl des Vaterlandes sprechen; keiner sieht in der Herrschaft des fremden Eroberers eine Schmach für das große Vaterland, ja sie fühlen sich glücklich unter dem fremden Joche. Wenn wir aber nur bedenken, daß sich dieser Patriotismus nicht einen Fuß breit über die Grenzen Bayerns, das in unserer Zeitung das Hauptgewicht in die Schale wirft, hinausreicht, kann die Antwort nicht mehr schwer sein: Nach dem Tode Josephs II., der — aber auch nur vorübergehend — die Erinnerung an einen deutschen Kaiser als gemeinsames Oberhaupt des deutschen Reiches wachgerufen hatte, hatte man gar bald gemäß dem in Deutschland nie erlöschenden Geiste der Kleinstaaterie mit ihren Sonderbestrebungen beinahe vergessen, daß Deutschland einen Kaiser habe, und Bayern war selbst nicht nur kräftig genug, um mit dem Niedergange der Reichsgewalt keinen Verlust zu erleiden, sondern es freute sich, durch keine Verpflichtungen gegen das Reich gehindert, die alten freundschaftlichen Bande mit Frankreich fester zu knüpfen, umsomehr als dadurch der größte materielle Vorteil für das Land und den Herrscher erwuchs. Was endlich die Begeisterung für Napoleon betrifft, so ist es hier — wenn sich hierin ehrliche Überzeugung und nicht eine durch Druck

<sup>1)</sup> 1811, 233.

der Zensur künstlich erzeugte Stimmung widerspiegelt — die durch die äußere Politik nur begünstigte Hochschätzung des Genies und großen Mannes, die — wie nicht anders Goethe — auch unsere Mitarbeiter die Lage des großen gemeinsamen Vaterlandes vergessen ließ; so möchte ich auch diesen Abschnitt mit den Worten unserer Zeitung, die zugleich zeigen, wie sich die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ als wissenschaftliches Organ über die Politik der irdischen Reiche erhaben fühlt, schließen: „So hat sich denn auch bei uns aufs neue und sehr glänzend bestätigt, daß Wissenschaften und Kunst den politischen Feindschaften und Freundschaften fremd sind, daß sie auf Schlachtfeldern keine Niederlage erleiden und sich auch keines Sieges zu erfreuen haben“.¹)

## 2. Stellungnahme zu den Werken der Philosophie und Dichtung.

Waren in Frankreich die klassischen Werke der Literatur und Kunst unter dem Glanze des Sonnenkönigs gereift, so stellt in Deutschland gerade die Zeit des tiefsten politischen Niederganges der Nation zugleich den Höhepunkt ihrer geistigen Entwicklung dar. Die alle gebildeten Klassen des Volkes ergreifende Bewegung der Aufklärung und nicht zuletzt die mächtige Erscheinung Friedrichs des Großen hatten das Bedürfnis wachgerufen, in einer geistigen Gemeinschaft die nationale Zusammengehörigkeit zu finden, da man den Gedanken, sie auf politischem Gebiete zu erreichen, bereits aufgegeben hatte. Die kleinlichen deutschen Verhältnisse waren nicht kräftig genug, das Interesse der bedeutenderen Geister auf sich zu ziehen, und so kam es, daß eben die besten unter diesen sich von dem öffentlichen Leben abwandten, so den Zerfall des alten Reiches wohl förderten; aber die Vereinigung des Interesses auf eine gemeinsame wissenschaftliche und künstlerische Arbeit hat mitten in dem Zusammensturze des in allen Teilen kranken Reiches eine nationale Bildung aufgerichtet, aus der dann als ihrer kräftigsten Wurzel und zugleich mit der größten sittlichen Berechtigung im 19. Jahrhunderte die Neubegründung der deutschen Nationalität hervorgegangen ist.

Zwei Mächte des geistigen Lebens haben an dieser nationalen Bil-

¹) 1806, 143. (Nachricht über das Zusammentreffen Goethes und Napoleons nach der Schlacht bei Jena.)

ding gleichen Anteil: die Philosophie und die Dichtung, die zu dieser Zeit in Kant und Goethe ihren Höhepunkt erreichten.

Sahen wir im vorhergehenden Abschnitte unsere Rezensenten, geblendet durch die Erscheinung Napoleons, von ihm sogar die Wiederaufrichtung des Reiches in seiner alten Würde erhoffen und glücklich über die Standeserhöhung des eigenen Fürsten die Schmach Deutschlands völlig vergessen, so wird sich jetzt zeigen, wie mächtig die großen Denker und Dichter Oberdeutschland bewegten, wie man die neuen Ideen bestaunte und zu verstehen sich abmühte, wie sie aber auch die höchsten Kunstwerke unserer nationalen Dichtung mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit aufnahmen.

## I.

Bis zum Jahre 1790 waren Kants grundlegende Schriften, die kritischen wie die moralphilosophischen Werke, erschienen; bald war es der gesamten gebildeten deutschen Welt klar, daß es sich um eine Revolution im philosophischen Denken handle; stattlich wurde die Zahl seiner Anhänger, aber eifrig und lebhaft regten sich auch die Gegner. Sofort hatten Schütz und Hufeland die von ihnen herausgegebene „Allgemeine Literaturzeitung“, das mächtigste literarische Organ, geradezu zur Verkünderin der neuen Lehre gemacht und auch die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ bemächtigt sich des Stoffes, ohne jedoch rückhaltlos für Kant einzutreten, und ergreift schon im 9. Stücke des ersten Jahrganges die Gelegenheit, bei der Rezension einer Schrift von dem Stuttgarter Professor Abel über Kant selbst und sein System zu sprechen. Wir sehen daraus nicht nur, daß die „Kritik“ bereits allgemein bekannt und gelesen war, sondern lernen schon hier den von unserer Literaturzeitung festgehaltenen Standpunkt kennen: unsere Rezensenten zeigen gründliche Vertrautheit mit den philosophischen Systemen der Vergangenheit, insbesondere mit Descartes und Hume, sowie mit den neuesten Schriften von Jacobi und Kant selbst und begrüßen jedes Buch, das zur Verbreitung und zum Verständnis der neuen Lehre einen Beitrag leistet; ebenso ist es bezeichnend, daß schon hier Werke, die nicht auf Kant'scher Grundlage stehen, wenn sie neue Gesichtspunkte entwickeln und zu tiefem Denken Anlaß geben, mit Beifall aufgenommen werden, wie auch der Rezensent dieses Werkes die Lehren Kants nicht als Dogmen gelten läßt, genau wie später Sandbichler in den von ihm unterzeichneten Rezensionen seinen Standpunkt ausspricht. Es ist übrigens gar nicht unmöglich, daß sich schon hier hinter dem „A...“ Sandbichler selbst verbirgt. Doch können wir sagen, daß die Rezensenten, obwohl sie durchgehends über die

schwer verständliche Sprache Kants klagen und daraus die vielen Mißverständnisse erklären, sich darüber schon zu Beginn des zweiten Jahres<sup>1)</sup> völlig klar sind, daß Kants Philosophie die Universitäten — auch die katholischen — beherrschen müsse, da sie den Anforderungen, die man an eine Philosophie stellt, vollständig entspreche und ebenso nicht die geringste Gefahr für eine positive Religion enthalte.

Kants eigene Werke sind mit größter Aufmerksamkeit besprochen und stets beifällig aufgenommen. In den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ erblickt der Rezensent (P. H.)<sup>2)</sup> eine Ergänzung des in der „Kritik der reinen Vernunft“ entworfenen Systemes, durch welche mit der Anwendung der Vernunftskritik auf die Natur manche Dunkelheiten aufgehellt wurden. Mit weit größerer Begeisterung aber sieht er in der „Kritik der praktischen Vernunft“<sup>3)</sup> einen völligen Ausbau des Systems, das ihm mit ausgezeichnete Konsequenz durchgeführt erscheint und sich auf die „Kritik der reinen Vernunft“ stützend dieselbe zugleich erkläre. Dabei erkennt er die Tiefe und Gründlichkeit der Gedankenfülle Kants sowohl gegenüber den leichtfertigen Popularphilosophen als auch den Gegnern und Auslegern Kants, denen er selbst größte Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nicht minder aber auch die schwere Forderung, die er ausspricht, wenn er völlige Unterwerfung des Herzens unter die Pflicht verlangt. Mit gleicher Ausführlichkeit zeigt auch der Rezensent<sup>4)</sup> (Bmg.) die „Kritik der Urteilskraft“ an und mit ungeteiltem Beifalle werden die „Kleineren Schriften“ in einer eingehenden Rezension besprochen.<sup>5)</sup> Besondere Aufmerksamkeit erregte die „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“. Eine Bemerkung<sup>6)</sup> läßt durchblicken, daß man sich an eine eigentliche Rezension dieses Werkes noch nicht heranwagt, aber die bald darauf erschienene erste Besprechung<sup>7)</sup> glaubt bereits dem Vorwurfe, daß diese Schrift der Religion gefährlich sei, entgegentreten zu müssen und dankt dem greisen Verfasser für seine Mühe, während eine zweite Rezension,<sup>8)</sup> welche die Redaktion wegen des großen Interesses, das diese Schrift auf sich gezogen hat, gerechtfertigt glaubt, deutlich die Befürchtung erkennen läßt, daß dieses Werk für leichte Köpfe gefährlich werden könnte, weshalb man es nur von tiefen Denkern studiert wissen will. Eine gleiche Aufnahme findet die „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“,<sup>9)</sup> der man wichtige Einflüsse auf die Lehre vom Geschmacke zuerkennt. In sehr eingehender Besprechung der „Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre“,<sup>10)</sup> die

<sup>1)</sup> 1789, 56 (Rez. ist B. X.) — <sup>2)</sup> 1788, 180. — <sup>3)</sup> 1788, 224. — <sup>4)</sup> 1791, 14. — <sup>5)</sup> 1793, 69 u. 70. — <sup>6)</sup> 1793, 110. — <sup>7)</sup> 1793, 125. — <sup>8)</sup> 1794, 29. — <sup>9)</sup> 1796, 7. — <sup>10)</sup> 1797, 66 u. 67.



noch später<sup>1)</sup> eine neuerliche Rezension und Analyse erfahren, sucht der Rezensent die außerordentliche Bedeutung dieses Werkes zu zeigen und zu erweisen, daß Kant der einzige sei, der die rein kritischen Prinzipien auf die Rechtslehre vollkommen richtig angewendet habe. So findet er auch in dem „Meisterwerkchen“, „Zum ewigen Frieden“,<sup>2)</sup> eine streng konsequente Durchführung der Grundsätze der Rechtsphilosophie, welche jeden philosophischen Kopf vollständig befriedigen müsse, wenn auch in einer politisch so bewegten Zeit von seiten einiger Staatsmänner widersprochen worden sei.

Nicht so unbedingte Zustimmung findet der „Streit der Fakultäten“,<sup>3)</sup> wobei der Rezensent zum Schlusse bemerkt, er habe mit Kant, so sehr er seine Verdienste schätzt, ein freies Wort reden wollen, während die „Anthropologie“<sup>4)</sup> wieder den ungetheilten Beifall erntet; sie gilt dem Rezensenten (Sch. . . r.) als ausgezeichnetes Werk, besonders wertvoll dadurch, daß Kant uns das wichtige Ergebnis seines langen philosophischen Strebens mitteilt, dabei wieder zu dem Punkte zurückkehrt, von dem er ausgegangen war und auf diese Weise sein Lebenswerk herrlich abgeschlossen hat.

Daselbe Ansehen genießt Kant auch nach seinem Tode bis zum Eingehen unserer Zeitung. Wir werden im folgenden sehen, wie Fichte als Schüler Kants bald die größte philosophische Geltung sich zu erringen vermag, doch des Meisters Bedeutung als Begründer der kritischen Philosophie neben und vor allen folgenden Systemen bestehen bleibt, und man Gegner Kants abführt mit den Worten:<sup>5)</sup> „Wenn sie bei Kant Lücken suchen, müssen sie tiefer graben!“ — Wenn auch 1807 (12. Stück) unter den „Literarischen Mitteilungen“ ein J. R. die Bemerkung macht: „Kants Rede strotzt von Inkonsequenzen wie alle seine Bücher, wer einen Sinn darin zu finden weiß, mag ihn behalten und damit ruhig sein“, und ebenso auch „Zum ewigen Frieden“ angreift, dürfen wir darin durchaus nicht eine allgemeine Ansicht der Zeitschrift sehen; denn in den eigentlichen Rezensionen philosophischer Werke steht er in seiner Bedeutung und seinem Ruhme ungeschmälert da.

Zunächst nach Kant verdient sein Schüler Reinhold Beachtung, der nicht durch eigene schöpferische Kraft, sondern durch die leichter faßliche Darstellung der Kant'schen Philosophie in seinen „Briefen über die kantische Philosophie“ der kritischen Philosophie zum entschiedenen Durchbruche verhalf. Hatten die Rezensenten bei Kant selbst über die schwer-

<sup>1)</sup> 1800, 29. — <sup>2)</sup> 1796, 107. — <sup>3)</sup> 1799, 1. — <sup>4)</sup> 1799, 35 u. 36. — <sup>5)</sup> 1800, I. Sp. 1021.

verständliche Sprache geklagt, so mußten ihnen — die von den Bestrebungen der Popularphilosophie angesteckt, jederzeit die Auszüge und volkstümlicheren Darstellungen von Kants Lehre beifälligst aufnehmen — vor allem diese „Briefe“ hochwillkommen sein. So sind sie auch in der That bei Besprechung des Wieland'schen „Merkur“, in dem sie veröffentlicht waren, sehr lobend angezeigt<sup>1)</sup> und ebenso ist Reinholds Schrift „Über das bisherige Schicksal der kantischen Philosophie“ aufgenommen.<sup>2)</sup> Sein „Versuch einer Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ ist von „W. K.“, einem sehr fruchtbaren Rezensenten auf diesem Gebiete, nicht bloß wegen seines inneren Wertes und seiner eigenen Bedeutung gelobt, sondern auch in dem Sinne, daß dieses Werk in der Erkenntnis kantischer Lehren wieder einen Schritt weiterführe<sup>3)</sup> und vielleicht helfen werde, den Streit der Philosophen zu entscheiden. Aus demselben Grunde sind auch<sup>4)</sup> die „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie“ dem Rezensenten (Wmg.) höchst erwünscht, doch zeigt die Rezension des zweiten Bandes dieser „Beiträge“, daß man nun<sup>5)</sup> sich nicht mehr von der Hoffnung, die streitenden Parteien zu einigen, täuschen ließ. Dieselbe Sympathie für Reinhold zeigt „Wmg.“ auch bei der Rezension der Schrift „Fundament des philosophischen Wissens“,<sup>6)</sup> durch die er alle philosophischen Leser auf dieses „ausgezeichnete Werk“ aufmerksam machen will. Mit derselben Aufmerksamkeit ist er auch später behandelt, wenn im Jahre 1804 seine „Beiträge zur leichteren Übersicht des Zustandes der Philosophie am Anfange des 19. Jahrhunderts“ rezensiert werden.

Vor allen Gegnern Kants hatte Friedrich N i k o l a i in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ zur Eröffnung des Federkrieges die von Garve ursprünglich für die „Göttinger gelehrten Anzeigen“ mit vollständiger Unfähigkeit, die neuen Untersuchungen zu verstehen, geschriebene Rezension von Kants Hauptwerk ins Feld geschickt, die leider in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ keine Erwähnung findet. Daß Nikolais gegen Kant gerichtete Satire „Die Geschichte eines dicken Mannes“ als ausgezeichnete Roman gepriesen ist, über dessen Gedankenreichtum man sich nicht genug freuen könne, dürfte wohl darauf zurückzuführen sein, daß man von der eigentlichen Absicht dieses Dinges keine Ahnung hatte, noch überhaupt den Verfasser kannte.<sup>7)</sup>

Was sonst den Raum in unserer Literaturzeitung füllt, sind die Rezensionen einer Menge von Broschüren und akademischen Dissertationen,

<sup>1)</sup> 1789, 81. — <sup>2)</sup> 1789, 107. — <sup>3)</sup> 1790, 28. — <sup>4)</sup> 1791, 21. — <sup>5)</sup> 1794, 110. — <sup>6)</sup> 1791, 148. — <sup>7)</sup> 1794, 99.

die ihrerseits zeigen, wie sehr sich namentlich die Popularphilosophie vor dem Durchschlag der neuen Lehre fürchtete, für die Literaturzeitung aber nichts Neues beweisen.

Von den bedeutenderen Gegnern Kants treten uns zuerst Feder und Meiners entgegen.<sup>1)</sup> Feders triviale Schrift „Über Raum und Kausalität zur Prüfung der Kantischen Philosophie“ findet ausführliche Behandlung, in welcher der Rezensent bei großer Achtung, die er für die Persönlichkeit Feders zeigt, den einzigen Wert darin sieht, daß solche Widersprüche die Geister zum Selbstdenken anregen müßten. Von Feder und Meiners „Philosophischer Bibliothek“ verspricht man sich, allerdings mit schlechtem Grunde, unparteiische Urteile und hebt vor allem die darin aufgenommenen Arbeiten Feders hervor<sup>2)</sup> und auch in späteren Rezensionen zeigt „W. K.“ die persönliche Wertschätzung Feders, wenn er auch mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt.<sup>3)</sup> Ganz deutlich zeigt sich „A. . .“ in seinem Verhalten gegenüber Tittel als Verfechter der Sache Kants. Tittels Schrift gegen „Kantische Denkformen oder Kategorien“ war für den Rezensenten bloß ein „Monument von Tittels Selbstgenügsamkeit und bisherigem Wissen“<sup>4)</sup> und die „Erläuterungen der theoretischen und praktischen Philosophie nach Feders Ordnung“ können — besonders bei der Anzeige der Neuauflage — keinen Beifall finden, da Tittel einerseits auf Kant zu wenig eingegangen sei, anderseits rügt er die einseitige Parteinahme Tittels gegen Kant und freut sich, daß trotz dieser Gegenschriften die Lehre des Weisen von Königsberg auch in katholischen Gebieten immer mehr fortschreite.<sup>5)</sup>

Ungleich höheres Ansehen genießt der als Begründer des Illuminatenordens bekannte Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts an der Universität in Ingolstadt. Obwohl „W. K.“ in ihm einen Gegner Kants erkennt und sich durchaus nicht durch Weishaupts Darstellungen für dessen Ansicht gewinnen läßt, erklärt er wiederholt, daß niemand die Schriften Weishaupts ohne großen Nutzen und reiche Anregung aus der Hand legen wird. In diesem Sinne, sagt der Rezensent, hätten seine Werke auch für Anhänger Kants großen Wert, da es doch in Oberdeutschland hauptsächlich darauf ankomme, die Geister zu eigener Arbeit anzuregen. Ja, er will in diesen Schriften nicht so sehr eine Bekämpfung der Kantischen Grundsätze erkennen, da Weishaupt viel zu wenig auf Kant eingehe, sondern vielmehr ein von Weishaupt aufgestelltes eigenes philosophisches System.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> 1788, 109. — <sup>2)</sup> 1788, 137 u. 180. — <sup>3)</sup> 1790, 79. — <sup>4)</sup> 1788, 109. — 1788, 125; 1789, 68; 1791, 95. — <sup>5)</sup> 1788, 128 u. 180 u. 204; 1789, 27 u. 88.

Auch Flatt in Tübingen, ein nicht harmloser Gegner Kants, findet Beachtung: Seine „Fragmentarischen Beiträge“ nennt „A. . .“<sup>1)</sup> eines der bedeutendsten Werke, die durch Kants Auftreten hervorgerufen wurden, und im folgenden Jahrgange<sup>2)</sup> benützt er die Rezension eines Werkes von Flatt, um für Kant eine Lanze zu brechen. Auch Eberhart, der Herausgeber des auf Leibniz'scher Grundlage Kant entgegenarbeitenden „Philosophischen Magazins“, gilt zwar selbst als gründlicher Gelehrter, seine Zeitschrift sehen wir aber sehr kühl aufgenommen. Wohl meint „W. A.“,<sup>3)</sup> man könne sämtliche antikantischen Aufsätze dieses Magazins den Freunden der kantischen Philosophie aus einem doppelten Grunde empfehlen: „sie sind meist mit so ernstem und nachdenkendem Geiste verfaßt, daß sie ihren Köpfen Beschäftigung geben werden, anderseits aber werden sie das Vergnügen haben, ihr System dadurch unerschüttert zu sehen; sie werden einen zwar würdigen aber nicht unüberwindlichen Feind zu bekämpfen haben“; aber schon im nächsten Jahre<sup>4)</sup> bedauert er, daß der Kampf zwischen den beiden Richtungen in so gehässiger Weise geführt werde, obgleich er zugibt, daß Kant nicht jedem verständlich sei und daher ganz besonderes Studium fordere. Endlich ist ihm der Streit des Magazins mit der „Allgemeinen Literaturzeitung“ und durch dieselbe mit Kant selbst geradezu widerlich, da er nicht einsehen will, wie die Herausgeber des Magazins Kant besser verstehen sollten als Kant sich selbst.<sup>5)</sup> Bei der nächsten Anzeige<sup>6)</sup> sieht er ebensowenig einen Fortschritt im Kampfe beider Richtungen und die folgenden beweisen schon deutlich die Abneigung gegen diese Zeitschrift,<sup>7)</sup> bis man endlich überhaupt nur die einzelnen Aufsätze ohne jedes Urteil anzeigt<sup>8)</sup> und sich<sup>9)</sup> mit der Bemerkung begnügt, daß dieses den Kampf gegen Kant führende Journal fortgesetzt wird.

Als einen der wichtigsten Gegner Kants erkennen die Rezensenten Heinrich Jakobi. Sein Werk „David Hume, Über den Glauben, oder Idealismus und Realismus“ findet ausführliche Besprechung. Man sieht, daß sich der Rezensent nicht nur über die „mit unwürdigem Spotte“ gegen Kant gesprochenen Stellen ärgert, sondern auch das Werk als einen Angriff gegen die Grundsäulen der kantischen Philosophie betrachtet, wobei Jakobi allerdings gegenüber Kant von falschen Grundsätzen ausgehe. Eine ähnliche Beurteilung erfährt Herders „Metakritik“, von der der Rezensent<sup>10)</sup> nicht einmal zugeben will, daß sie allgemeine Beachtung auf sich

1) 1788, 149. — 2) 1789, 70. — 3) 1788, 289. — 4) 1790, 5. — 5) 1790, 29.  
 — 6) 1790, 88. — 7) 1791, 9. — 8) 1792, 48. — 9) 1793, 79. — 10) 1800, 25.

gezogen habe, da sie ihm als durchaus belangloses Werk erscheint, bei dem sich Herder in das Gebiet der höheren Philosophie „verirrt“ habe.

Noch mehr Aufmerksamkeit schenkt man den Schriften, die für Kant Partei ergreifen. Das von Abicht und Born herausgegebene „Neue philosophische Magazin zur Erläuterung des kantischen Systems“ gilt als wertvoll für „alle, die hören wollen und reinen Herzens sind“,<sup>1)</sup> nur wünschte man bei Aufsätzen über die antikantischen Werke mehr Präzision und Gründlichkeit zu finden, und gerade aus den Kritiken der für Kant kämpfenden Schriften lernen wir die bei Sandbichler (A. . .) immer mehr durchdringende Haltung kennen, der sich wohl den allgemeinen Grundsätzen Kants anschließt, im einzelnen aber — ebenfalls nach Kants Lehre von der freien Forschung — seine eigenen Meinungen vertritt.<sup>2)</sup> Dem entsprechend sind Abichts eigene Werke beurteilt. In seinem „Philosophischen Journal“ möchte der Rezensent allerdings die eigentlich polemischen Artikel mehr zurückgedrängt wissen und dafür mehr und eingehendere Besprechungen der erschienenen philosophischen Werke antreffen.<sup>3)</sup> Abicht selbst gilt als Denker, der ganz nach dem Sinne unserer Literaturzeitung die Grundlehren Kants angenommen, aber „mit Ruhm für sich und zum Vorteile für gründliches Wissen fortbaut, und er ist nach Reinhold derjenige, welcher nicht zufrieden, fremde Erfindungen zu kommentieren, am meisten Weiter- und Selbstgedachtes auf diesem Grunde errichtet: daß Herr Reinhold der Darstellung seines Systems Rundung, Helle, ästhetischen Wert zu geben weiß, Herrn Abichts Darstellung aber Spuren jener Strafe trägt, womit die Grazien die belegen, die ihnen zu opfern verabsäumt haben.“<sup>4)</sup> Als ebenso verdienter Gelehrter gilt auch Jakob, der Herausgeber der „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes“, und seine „Vermischten philosophischen Abhandlungen“ sind ihres Verfassers vollkommen würdig.

Sehen wir nun weiter, wie die verschiedenen theologischen Werke, die Kants Auftreten hervorrief, aufgefaßt sind. Die Werke der protestantischen Dogmatisten, die Kants Lehre in ihrer Art — wengleich nicht immer im Sinne des Meisters — auslegten, werden regelmäßig angezeigt und ausführlich besprochen; Süskind, Ammon und Tieftrunk gelten als bekannte Gelehrte und deutlich ist namentlich das Interesse für letzteren. Tieftrunks „Philosophische Untersuchungen“ gewinnen in solchem Maße den Beifall des Rezensenten, daß er sich dem Verfasser vollkommen anschließen will, und Ammons „Entwurf einer wissenschaft-

1) 1794, 147. — 2) 1799, 58; 1790, 94. — 3) 1795, 53. — 4) 1792, 27.

lich-praktischen Theologie“ ist außerordentlich beifällig aufgenommen.<sup>1)</sup> Nicht anders werden jedoch auch die Schriften der Rationalisten, die ihrerseits auch in Kants Lehre eine Stütze für ihre Ansicht zu finden glaubten, beurteilt; vor allen wird den „Memorabilien“ von Paulus sehr große Bedeutung zugemessen, die darin enthaltenen Aufsätze werden genau verzeichnet und kurz besprochen.

Im Lager der katholischen Theologen, auf deren Werke Kant allerdings nicht so nachhaltige Wirkung übte, sehen wir die zwei Parteien aneinander geraten. Unsere von Josefinitischem Geiste erfüllten Theologen, voran Alois Sandbichler, von dem bereits die mit A . . . gezeichneten Arbeiten in den früheren Blättern stammen<sup>2)</sup>, werden sich wie bei den Rezensionen der rein philosophischen Schriften Kant zuwenden und den Kampf gegen die Orthodoxen, mit dem Antikant=Stattler an der Spitze, aufnehmen. Benedikt Stattler, ein Jesuit und grundsätzlicher Gegner des Protestantismus, dem es gelungen war, unter Karl Theodor den Unterricht auf der Universität Ingolstadt fast ganz in die Hände des Jesuitismus zu bringen, war ein guter Kopf und einer der tüchtigsten Lehrer, aus dessen Schule die besten philosophischen Schriftsteller Bayerns hervorgingen. Er selbst ist als einer der größten und bedeutendsten Gelehrten Süddeutschlands anerkannt und sein Ruhm auf seine Logik und Metaphysik gegründet. Wenn nun die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ es unternimmt, mit diesem Manne den Streit für die Sache des Königsberger Philosophen aufzunehmen, scheint mir ein näheres Eingehen auf diese Sache mit Rücksicht darauf, daß das Hauptinteresse des Blattes auf dieses Gebiet gerichtet war, nicht nur gerechtfertigt, sondern auch für die Beurteilung der Zeitschrift selbst von entschiedener Bedeutung.

Aus religiösen Gründen war Stattler in seinem „Antikant“ aufgetreten und hatte dabei die Behauptung aufgestellt, daß Kants Philosophie der Religion und Moral gefährlich sei. Ein Gegner Stattlers hatte also doppelte Schwierigkeit zu bestehen: er mußte nicht nur das große Ansehen Stattlers erschüttern, sondern es war für ihn auch nicht unbedenklich, für einen Philosophen einzutreten, den eine bekannte theologische Größe zum Ketzer gestempelt hatte. Daher hält es der Rezensent des „Antikant“ für notwendig, seine Berechtigung, über Stattler zu urteilen, darzulegen, und erst nach einer langen Lobeshymne, in der er Stattlers Verdienst um die katholische Theologie, das er sich durch Einführung der Philosophie in dieselbe erworben habe, zur Genüge gepriesen hat, rückt

<sup>1)</sup> 1797, 71. — <sup>2)</sup> Über Sandbichler eine „Biographische Skizze“ Salzburg, 1820. Sandbichler war Augustiner, nicht Benediktiner, wie es oben irrthümlicher Weise heißt.

er doch endlich mit seiner Absicht heraus, nämlich zu zeigen, daß Kants Grundlehren sich durch die von Stattler entgegengestellten nicht widerlegen ließen und insbesondere die Beschuldigung Kants wegen der Irreligiosität jeder Begründung entbehre.<sup>1)</sup> Mit noch mehr Zurückhaltung ist eine im Jahre 1794 von Stattler herausgegebene Schrift behandelt, in der er erklärt, noch immer „von dem völligen Ungrunde der kantischen Philosophie überzeugt“ zu sein, und sich nun, nachdem er sich nicht mehr hinauszieht, mit den Waffen des Geistes durchzudringen, an die Fürsten Deutschlands wendet mit der Aufforderung, diese „für jede positive Religion gefährliche“ Lehre zu prüfen und ihr „in einer ohnehin so ungläubigen Zeit nicht den freien Kurs“ zu gestatten. Hier begnügt sich der Rezensent damit, den Inhalt der Schrift anzugeben, um „nicht durch eine Widerlegung der Stattler'schen Behauptungen die Zeitung in einen Federkrieg mit einem so bekannten und berühmten Verfasser zu verwickeln“, da er voraussieht, daß Stattler von seiner Überzeugung doch nicht abzubringen sei und überdies nur auf den Augenblick warte, eine Gegenklärung abgeben zu können.<sup>2)</sup>

Da endlich erschienen „Kritische Beiträge in einer Prüfung der Stattlerischen Antikantischen“, und zugleich betritt Sandbichler, zum Kampfe entschlossen, das Gefechtsfeld. Er wagt es, dem Herrn Stattler zu sagen, daß sein „Antikant“ eigentlich schon längst vergessen sei und „nur in einigen Gegenden, wo sein Geschrei noch einigen Eindruck übt“, eine derartige Widerlegung von Vorteil sein könne, und ihm spöttisch entgegenzuhalten, daß ihm diese Schrift nur willkommen sein könnte, da er dadurch wieder Gelegenheit habe, gegen Kant zu schreiben und so Stattler sofort an seinem wunden Punkte, seinem Gelehrtenstolze, ganz empfindlich zu treffen. Auf eine Widerlegung Stattlers wohl vorbereitet, rückt ihm Sandbichler zu Leibe und zeigt ihm, daß die Grundsätze, mit denen er arbeite, allerdings unwiderleglich seien, daß man mit denselben aber als identischen Sätzen auch nichts anfangen könne. Nachdem die Erwiderung nicht lange auf sich hatte warten lassen, rezensiert Sandbichler schon 1795 (138) die „Kritik der kritischen Beiträge zur Metaphysik in einer Prüfung der Stattler'schen antikantischen vom Antikant“ und beweist Stattlern, daß er auf seine Weise die Gegner durchaus nicht widerlegt habe und überhaupt nicht widerlegen könne; auch mit dem Beweise Stattlers für das Dasein Gottes ist Sandbichler nicht einverstanden; für ihn ist der von Kant gegebene viel überzeugender, während der von

1) 1788, 265 u. 266. — 2) 1794, 21.

Stattler angeführte schon längst von den Gelehrten der Jetztzeit nicht mehr verwendet werde. Wie sicher Sandbichler seiner Sache war, zeigt der Umstand, daß gleich darauf<sup>1)</sup> die Redaktion die Erwiderung Stattlers auf Sandbichlers Rezension in die Zeitung aufnahm, worauf allerdings der Rezensent sofort antwortete, wobei wir den einer gelehrten Zeitung durchaus angemessenen ruhigen Ton beider Gegner bewundern müssen. Besondere Aufmerksamkeit verdient aber der Schluß der Antwort Sandbichlers, die eine auffallende Wendung enthält, womit er zugleich Stattlers Aufmerksamkeit von sich ablenken will, aber auch seine eigene Haltung gegenüber Kant bezeichnet, der zufolge er den Kantianern das Recht abspricht, offenkundige theoretische Wahrheiten geradezu abzuweisen. Mit demselben Gedanken, da er Stattler auffordert, seinen „Antikant“ beiseite zu lassen und die Kantianer mit ihren eigenen Grundsätzen wegen der Lehre von der Offenbarung anzugreifen, schließt er diesen literarischen Kampf überhaupt. Stattler hatte nämlich alle in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ in diesem Streite erschienenen Aufsätze mit einer nochmaligen Widerlegung in einem eigenen Büchlein gesammelt, worauf natürlich Sandbichler nochmals genötigt war, in dieser Sache zu sprechen. Dabei stellt er endgiltig den Grundsatz, den wir zum Teil schon kennen, auf: Die Kategorien Kants hält er trotz aller Versuche Stattlers, sie zu widerlegen, für unbedingt feststehend, dagegen weicht er bewußt in Bezug auf den Beweis vom Dasein Gottes von Kant ab, ohne sich aber vielleicht der Ansicht Stattlers anzuschließen, indem er erklärt: „Der Glaube an das Dasein Gottes ist nach den Gesetzen der praktischen und theoretischen Vernunft absolut notwendig“.

Der erste, der im Ausbau seines philosophischen Systems um ein Wesentliches über Kant hinausging, ist Fichte. Ihm räumt die Literaturzeitung nach seinem Lehrer den nächsten Rang ein. Schon 1792 (117.) wird er gelegentlich einer biographischen Nachricht als der rühmlich bekannte Verfasser des „Versuchs der Kritik der Offenbarung“ eingeführt und behält sein Ansehen während der ganzen folgenden Zeit. Er ist „der große Analytiker, der mit unbefangener skeptischer Kälte in die Tiefen des menschlichen Geistes dringt, die Bedingungen des Fundaments menschlichen Wissens aufzuspüren“. Fichtes selbständige, groß angelegte, durchaus religiöse Persönlichkeit mit seiner ernstesten Gedankenarbeit mußte geradezu den nachhaltigsten Einfluß auf unsere Rezensenten ausüben. So rühmt der Rezensent gelegentlich der durchaus zustimmenden Anzeige der

1) 1795, 147.



Schrift „Über den Begriff der Wissenschaftslehre“<sup>1)</sup> in Fichte den tiefen Denker, und vier Jahre später<sup>2)</sup> ist — immerhin merkwürdig — ganz ohne jede Bemerkung der Schriftleitung die Erklärung Kants, daß er Fichtes „Wissenschaftslehre“ für ein gänzlich unhaltbares System halte, unter den literarischen Nachrichten eingerückt, worauf man, vielleicht um Fichte zu entschädigen, seiner Erklärung wegen einer Neuauflage dieses Werkes den nicht geringen Raum von 10 Spalten überläßt.<sup>3)</sup> Zur Zeit der erwähnten Erklärung Kants hatte man auch in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten nicht nur die treffliche Bearbeitung dieses Gegenstandes gerühmt, sondern auch betont, daß gerade Fichte am besten erscheinen, diese Frage zu beantworten.<sup>4)</sup> In der drei Stücke umfassenden Rezension<sup>5)</sup> über das „System der Sittenlehre“ hebt endlich „Sch. . . r“ die starke Wirkung hervor, die Fichtes Schriften auf jeden machen müssen. Während er von Kants Lehre meint, „wer nicht Mut und Gehirn genug gehabt hat, dem großen Philosophen nachzufolgen, mag ihm gram geblieben sein“, sieht er durch Fichte das ganze gelehrte deutsche Publikum aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Er ist überzeugt, daß das System gemäß den Forderungen und Grundlehren Fichtes völlig ausgebaut sei, und bittet die Leser, die von ihm herausgehobenen Ungeheimheiten auf seine eigene, nicht auf des gelehrten Verfassers Rechnung zu setzen.

In dem bald auf diese Werke folgenden Atheismusstreit sehen wir unsere Literaturzeitung ganz entschieden für Fichte Partei ergreifen. Man kann sich nicht mit der Konfiskation des „Philosophischen Journals“ in Sachsen einverstanden erklären,<sup>6)</sup> doch klingt die Begründung („weil selbst der Gebildete, aber in die kritische Philosophie nicht Eingeweihte, es schwerlich verstanden hätte“) allerdings ein wenig sonderbar. Mit größter Sorgfalt rezensiert man ferner die darauf bezüglichen Schriften Fichtes, wie die „Appellation gegen die Anklage wegen Atheismus“;<sup>7)</sup> die „gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus“ gibt dem Rezensenten Anlaß, nicht bloß Fichte von dem Vorwurfe zu reinigen, sondern auch darauf hinzuweisen, daß man einem Feuergeiste wie Fichte gewiß manches einzelne vergeben müsse, wie er die Kraft des Mannes bewundert, der in Aufregung und Leidenschaft ein so hinreißendes Ganzes wie diese Appellation schreiben konnte, und wünscht, wenn man auch das Äußere der „Verantwortung“ (den schwarzen Umschlag mit den roten Buchstaben) eines Gelehrten wie Fichte unwürdig hält, diesen Streit in

<sup>1)</sup> 1795, 132. — <sup>2)</sup> 1799, I. Sp. 621. — <sup>3)</sup> 1801, 11. — <sup>4)</sup> 1799, 3. —

<sup>5)</sup> 1799, 7—9. — <sup>6)</sup> 1799, 60. — <sup>7)</sup> 1799, 26.

möglichst kurzer Zeit von ihm selbst beendet. Ebenso werden die Schriften gegen Fichte mit Aufmerksamkeit verfolgt und, obwohl man nicht unbedingt für jeden Ausspruch Fichtes einzustehen gewillt ist, mit Entschiedenheit die ungebührlichen Anschuldigungen gegen ihn zurückgewiesen, insbesondere nachdem man erkennt, daß mehr der Neid und die Schifane als die Überzeugung und Wahrheitsliebe die scharfe Gegnerschaft gegen Fichte gezeitigt hätten<sup>1)</sup> und — wie es später<sup>2)</sup> gelegentlich der „Moralischen Weltordnung“ heißt — gewiß von Fichte „weniger des Ärgernisses gegeben als genommen wurde“.

Entsprechend dem Ansehen Fichtes genießt auch das von ihm und Nie th a m m e r herausgegebene „Philosophische Journal“ das größte Ansehen; man fordert alle Gelehrten auf, dieses Unternehmen zu unterstützen<sup>3)</sup>, und nimmt gegenüber der Erklärung Kants, seine Kritik der Vernunft sei bereits Metaphysik selbst, mit dem Journale den entgegengesetzten Standpunkt ein.<sup>4)</sup> Gleichzeitig gilt auch die „Bestimmung des Menschen“ nicht nur als einzig sichere Beantwortung dieser Frage und Fichte selbst, der Schöpfer der neuesten Philosophie, als der geeignetste Mann, dieses Problem zu lösen, sondern man sieht in dieser Schrift eine Tat, durch die der Verfasser, eine Zeitlang auf seine abstrakten Philosopheme vergeffend, der Philosophie wieder die Stellung und das Ansehen verschaffen werde, die sie durch die Popularphilosophen und den Verdacht der Gefährlichkeit für Religion und Moral verloren hätte. Auch in dem Streite Fichtes mit Schelling ergreift die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ für Fichte Partei und mahnt ihn, er möge seine alte Kraft und seinen ihm eigenen Geist wieder sprechen lassen, um den Vorwurf der Aufklärerei und des Empirismus zu widerlegen.

Tiefen Eindruck machte das Schweigen Fichtes bis zur Veröffentlichung der „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und Anweisung zum seligen Leben“. Schon 1803 erwartet man mit gespannter Aufmerksamkeit ein neues großes Werk, doch ist unser Rezensent von dem fertigen Produkte selbst sichtlich enttäuscht.<sup>5)</sup> Wohl findet er in dem Werke ausgezeichnete Stellen und bemerkt mit Freuden, daß eine solche Darstellung die Überzeugung vom Höchsten der Menschheit kräftig beleben, zum Weiterdenken reizen, mannigfachen Stoff liefern und folglich die echte Bildung in mehr als einer Hinsicht glücklich fördern könnte; doch führt er in der langen Besprechung einige Stellen an, an denen er Anstoß nehmen müsse und findet es schmerzlich, „solchen Aufwand von Kraft und Scharf-

<sup>1)</sup> 1799, 95. — <sup>2)</sup> 1800, 134. — <sup>3)</sup> 1800, 24. — <sup>4)</sup> 1800, 112. — <sup>5)</sup> 1806, 77—88.

sinn in dem undankbaren Werke zu erblicken, stets die bekannte Ableitung des Nicht-Ichs aus dem Ich zu sehen“, wozu er noch bemerkt, daß er den Ton, trotz aller Hochschätzung, die er Fichte entgegenbringe, für zu frömmelnd und wortreich halte. Doch konnte dadurch die in der Zeitung bis zum Schlusse festgehaltene Überzeugung von der Größe dieses Philosophen nicht erschüttert werden, wie dies neben zahlreichen eingerückten „philosophischen Miszellen“ auch die mit letztgenannter Rezension fast gleichzeitige außerordentlich günstige Aufnahme der Schrift „Über das Wesen des Gelehrten“<sup>1)</sup> und noch mehr die uns schon bekannte Kritik der „Reden an die deutsche Nation“ von 1808 zeigen.

Um bei diesen Besprechungen nicht allzulange zu verweilen, will ich nur noch kurz anfügen, daß auch die Schriften der Anhänger und Mitarbeiter Fichtes, wie Niethammer,<sup>2)</sup> Forberg, Schad und Schumann mit größter Aufmerksamkeit angezeigt werden und sich der besten Aufnahme erfreuen.

Wesentlich anders werden wir das Verhältnis zu Schelling sich entwickeln sehen. Schon bei der Besprechung der doch wesentlich Fichte'sche Grundsätze bringenden Schrift „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt“<sup>3)</sup> bemerkt zwar der Rezensent, daß kein billiger Richter Herrn Schelling Talent und nicht gemeine Bekanntschaft mit den neuesten Fortschritten der Philosophie mit Grund absprechen könne, denn beinahe jede Seite verrate den Mann von Kopf, von dem sich so manches Gute erwarten lasse; doch ist er mit dem Ganzen nicht einverstanden, da er dem Grundsatz: Ich = Ich nicht die Stelle eines obersten Prinzipes eines philosophischen Systemes einräumen will. Weniger scharf ist der Gegensatz zwischen Schelling und dem Rezensenten des bereits vorher angekündeten und mit Spannung erwarteten Werkes „Vom Ich als Prinzip der Philosophie“,<sup>4)</sup> der es der Zeit überlassen will, „zu lehren, ob der Verfasser wirklich die Resultate der kritischen Philosophie in ihrer Zurückführung auf die letzten Prinzipien dargestellt hat“. Dieses nicht ausgesprochen feindschaftliche Verhältnis dauert während der Zeit des Zusammenwirkens Schellings mit Fichte fort und noch bei der Beurteilung der „Weltseele“<sup>5)</sup> anerkennt Sandbichler, daß dieses Werk, in dem sich doch schon die spekulative Natur der Lehre Schellings zeigt, über Physik viele treffliche Gedanken zuführen werde, und empfiehlt es zur

1) 1806, 92. — 2) 1808, 121—125. („über den Streit des Philantropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichtes unserer Zeit“). — 3) 1795, 76. — 4) 1796, 7. — 5) 1799, 126.

Lektüre, obwohl er sich der Befürchtung nicht erwehren kann, daß diese Schrift zum Pantheismus führen könnte.

Eigentlich zum Bewußtsein kommt unserer Literaturzeitung ihr Gegensatz zu Schelling erst zur Zeit seines Streites mit Fichte. Schelling, der selbst einst in Kant das Morgenrot der Philosophie, in Fichtes „Wissenschaftslehre“ die gereinigte, echte, folgerichtige Lehre Kants, die einzige Rettung des Menschengeschlechtes gesehen hatte, war durch den Ausbau seines Identitätssystemes immer mehr über Fichte hinausgegangen. So weit ins Abstrakte wollten ihm aber unsere Gewährsmänner nicht folgen. Das „Kritische Journal der Philosophie“ von Schelling und Hegel wird angekündigt, doch schon eine gleichzeitige Bemerkung zeigt, daß man der Streitigkeiten zwischen Antikritikern und „Kritischen“ Philosophen bereits müde ist.<sup>1)</sup> „Sie fangen an,“ heißt es, „immer fader zu werden, zuletzt ignoriert man sie, weil man kein Interesse mehr hat.“ Doch sehen wir diese in übler Laune eines Mitarbeiters hingeschriebene Vorhersage durchaus nicht erfüllt, denn gerade das „Kritische Journal“ forderte unbedingt von einer Literaturzeitung eine ausgesprochene Stellungnahme, und in diesem Falle werden auch unsere Rezensenten mit fast unangenehmer Schroffheit auftreten. Die erste Rezension dieses Journals<sup>2)</sup> erscheint mit außerordentlichem Aufwande von ironischem Pathos geschrieben und stellt diese Anstalt als ein philosophisches Rezergericht hin, das, wie ehemals die Dominikaner, mit Wahrheitswut nach ihren Gegnern fahnde, daß auch der Rezensent, der die Satire bis zum Ende durchführt, hofft, nächstens seine eigene Exekution anzeigen zu können. Dieselbe Gehässigkeit zeigt sich auch bei der Besprechung der folgenden Stücke<sup>3)</sup> dieses Journals, in der noch immer der Vergleich mit der Inquisition festgehalten wird und wobei man die Natur des Journals als eine Abweichung von der Natur darstellen will; ja, der Rezensent benützt sogar den Umstand, daß das 3. Heft erst nach dem 4. erschien, ein Omen für den Rückgang der Zeitschrift aufweisen zu können. So ärgert man sich über den fortgesetzten Kampf gegen Fichte und die entschiedene Abneigung, die man dabei gegen Schelling hegt, zeigt sich deutlich, wenn man mit Bezug auf ihn diesen Streit ein gräßliches Schauspiel nennt, „wenn Philosophen sich wie Ratten einander selbst auffressen“.

Völlig als Gegner von Schellings Ideen zeigt sich der Rezensent auch bei der Kritik der durch neuplatonistische und mystische Ideen einer Schrift von Eschenmayer hervorgerufenen Betrachtungen über „Philosophie und Religion“, wobei er in einem 4 Stücke<sup>4)</sup> umfassenden Artikel

<sup>1)</sup> 1802, 133. — <sup>2)</sup> 1802, 37. — <sup>3)</sup> 1803, 5 u. 67. — <sup>4)</sup> 1804, 96—99.

diese Schrift genau analysiert und dabei seine Bemerkungen macht, aus denen er zum Schlusse die Meinung zusammenfaßt, daß Schelling sich selbst oft nicht verstehe, während er vorgibt, alles zu wissen.

Während diese ablehnende Haltung im Grunde bis zum Jahre 1808 fort dauert, finden sich aber schon 1805 wiederholt<sup>1)</sup> dafür Anzeichen, wie trotz der bleibenden Abneigung gegen die transszendentalen Probleme die Stimmung endlich zugunsten Schellings umzuschlagen beginnt. Man ergeht sich in langen Darlegungen der Verhältnisse zwischen Kant, Fichte und Schelling, um zu zeigen und sich auch selbst darüber klar zu werden, wie Fichte Fragen beantwortet, die Kant offengelassen, Schelling hinwider über Fichte hinaus ein Stück ins Abstrakte weiterschreitet, so daß ungeschadet der älteren Richtungen auch die neue zu Ansehen gelangen könnte. Schon wird die Naturphilosophie Schellings und Steffens als das Lichtvollste, was Schelling je geliefert habe, gerühmt, aber noch dauert auf religionsphilosophischem Gebiete der Gegensatz ungeschwächt fort. „Wenn Fichte sagt“, erklärt der Rezensent, „außer Gott sei nichts, das von Gott Losgerissene nur Schein“, so glaubt er, daß dies sich mit den katholischen Mystikern in Einklang bringen lasse, und will nur nicht mit Fichte den Menschen zu sehr vergöttern; Schellings Lehre dagegen, die er als „das Sein ist Gott“ auffaßt, scheint ihm unfehlbar zur Vergötterung der Natur zu führen und als Gottlosigkeit verdammt werden zu müssen. Auch die „Jahrbücher der Medizinalwissenschaft“ werden entschieden noch ablehnend behandelt, denn man kann sich nicht damit befreunden, daß hier Schelling die medizinische Wissenschaft ganz vom Standpunkte der Philosophie aus betrachtet und überhaupt einige Aufsätze fast durchaus naturphilosophischen Inhaltes in ein medizinisch sein sollendes Organ eingerückt habe.“) Geradezu unangenehm wirkt es, wenn in demselben Jahrgange der Rezensent der Abhandlung „Über das Verhältnis des Realen und Idealen in der Natur“<sup>3)</sup> die Bemerkung macht, „seine (Schellings) göttlichen Worte kann man für 36 Kreuzer erhalten!“ und die mit Ironie verfaßte Kritik der „Darlegung der wahren Verhältnisse der Naturphilosophie zur verbesserten Fichte’schen Lehre“ mit den Worten beginnt: „In wahrer Faustkämpfergestalt stellt sich Schelling Fichte gegenüber“; aber er gesteht, daß er durch Schellings (allerdings nicht feines) Auftreten gegen ihn voreingenommen ist.

Die entschiedene Wendung wird endlich durch die Berufung Schellings an die kgl. Akademie der Wissenschaften in München herbeigeführt. Mit

<sup>1)</sup> 1805, 1, 2, 86, 87. — <sup>2)</sup> 1806, 51—53. — <sup>3)</sup> 1806, 100.

einem Schlage gilt er nun als vaterländischer Schriftsteller mit reichen Verdiensten. Seine in der Akademie gehaltene Rede „Über das Verhältnis der bildenden Kunst zur Natur“ gibt der Rezensent in einem Auszuge wieder, „um das organische Leben dieser schönen Rede nicht zu stören“. <sup>1)</sup> Zugleich richtet man sich jetzt gegen die Feinde Schellings, insbesondere gegen Leute, die sich mit seiner großen Persönlichkeit nicht im geringsten messen können, <sup>2)</sup> und endlich findet die Sammlung seiner Schriften vom Jahre 1809 ausgezeichnete Aufnahme; wir sehen, wie der Rezensent die geistige Überlegenheit fühlt, wenn er — wie einst ganz ähnlich bei Fichtes „Sittenlehre“ — sich an Schelling selbst wendet, mit der Bitte, er möge, wenn man ihn mißverstanden habe, selbst in kurzer Weise erwidern, um die gelehrte Welt schadlos zu halten.

Am Schlusse dieser Betrachtung über Schelling möchte ich ebenfalls nur kurz bemerken, daß den Mitarbeitern sowie den Gegnern Schellings große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Vor allen werden die Schriften seines Gegners Joh. Jak. Wagner, der einige Jahre neben Schelling an der Universität Würzburg wirkte, stets in sehr eingehenden Artikeln behandelt, so die Schrift von der „Natur der Dinge“, <sup>3)</sup> das „System der Idealphilosophie“, <sup>4)</sup> seine „Mathematische Philosophie“, <sup>5)</sup> und die „Theodizee“, <sup>6)</sup> wobei sich deutlich großes Interesse und Zuneigung für diesen Philosophen zeigt, die allerdings später etwas kühler wird, während jedoch Wagner, wie sein Briefwechsel mit Bierthaler zeigt, <sup>7)</sup> schon im Jahre 1801 sich als entschiedener Gegner der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ über diese und deren Mitarbeiter in sehr abfälliger Weise äußert.

Die Stellungnahme unserer Literaturzeitung zu Hegel ergibt sich eigentlich schon aus dem über Schelling Gesagten. Als Mitarbeiter an dem so übel aufgenommenen „Kritischen Journal der Philosophie“ war man natürlich in den ersten Jahren des Jahrhunderts gegen ihn nicht günstig gestimmt und in dem Maße, als Hegel über Schelling hinausgehend sein eigenes System schuf und Schelling sich gegen Hegel richtete, mußte man, nachdem indessen Schelling bei der Literaturzeitung in Gunst gekommen war, mit diesem gegen Hegel erst recht Stellung nehmen. So ist <sup>8)</sup> sein „System der Philosophie“ geradezu ein ungenießbares Werk genannt, der Verfasser ist dem Rezensenten durch seine Selbstgefälligkeit

<sup>1)</sup> 1808, 115—117. — <sup>2)</sup> 1808, 117. — <sup>3)</sup> 1804, 126. — <sup>4)</sup> 1805, 25. — <sup>5)</sup> 1811, 148. — <sup>6)</sup> 1811, 186. — <sup>7)</sup> 18 Originalbriefe Wagners an Bierthaler befinden sich im städtischen Museum in Salzburg. — <sup>8)</sup> 1807, 93.

zuwider, ja man geht so weit, Hegels Erzeugnisse auf dem Gebiete der Philosophie mit dem Unkraute zu vergleichen, das auf einem sehr fruchtbaren Acker wächst.

Neben diesen Begründern der großen philosophischen Systeme verdient noch ihr Zeitgenosse Schleiermacher, der die kantische Philosophie in einer Weise weiterbildete, durch welche er dem realistischen wie dem idealistischen Elemente gerecht zu werden suchte, seine Beachtung. Vor allem mußte das moralische Moment, die Mahnung zur sittlichen Erziehung des Menschen und die Forderung nach moralischer Freiheit, die nicht zuletzt auch Fichte zu seinem hohen Ansehen verholfen hatte, für die Geltung Schleiermachers in die Wage fallen. In diesem Sinne werden seine „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“ als ein Werk begrüßt, das eine neue Epoche der Ethik begründen werde, indem Schleiermacher alle Fragen, die Kant und Fichte nur angeschlagen oder überhaupt nicht behandelt haben, ganz erschöpfend beantworte.<sup>1)</sup> Noch mehr ziehen seine Predigten das Interesse auf sich.<sup>2)</sup> Hier gilt Schleiermacher als einer der wenigen Männer des deutschen Vaterlandes, denen es weder an Willen noch an Kraft gebricht, wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken, und gerade die Predigten überzeugen unseren Rezensenten durch Tiefe und Gründlichkeit, durch die Wärme und die ganz eigentümliche Art, mit der sie das menschliche Herz rühren, denn „so tief wie er drang — nach des Rezensenten Überzeugung — noch niemand in das Wesen der Religion ein“. Ja, man geht so weit, dieses Werk nicht bloß zum Lesen, sondern auch zur Vorbereitung für katholische Predigten zu empfehlen.

Zum Schlusse dieses philosophischen Abschnittes will ich nur mit einigen Worten noch auf die deutlich erkennbare Abneigung gegen Herbart, der auf die Pädagogik des ganzen 19. Jahrhunderts bestimmenden Einfluß übte, hinweisen, eine Haltung, die uns bei dem so mächtigen Interesse der Zeitung für die Erziehungswissenschaften immerhin auffallen muß. Herbart's „Allgemeine Pädagogik“ vom Jahre 1806 findet überhaupt gar keine Erwähnung und ist, nachdem dieses Werk nicht unbekannt bleiben konnte, einfach als totgeschwiegen zu betrachten. Auch die „Allgemeine praktische Philosophie“ ist nur genannt, aber nicht beurteilt, und endlich werden im Jahre 1809 die „Hauptpunkte der Metaphysik“ in einer ungewöhnlich unfreundlichen Weise<sup>3)</sup> empfangen, wobei man findet, daß die Schrift wohl Interesse habe und doch eigentlich nicht interessant sei, und bemerkt, sie sei mehr „individuell als wahr, mehr paradox als treffend“.

1) 1806, 58—60. — 2) 1809, 9. — 3) 1809, 43.

## II.

Um das Jahr der Gründung unserer Literaturzeitung war es, als Goethe allen Fesseln entfliehend nach Italien eilte, um dort unter des Südens klarem Himmel und umgeben von dem Hauche des antiken Geistes die höchste Stufe künstlerischer Vollendung zu ersteigen. Der Vergangenheit gehören also bereits die Werke des „Sturmes und Dranges“ an, wie die des Zeitalters Lessings und Klopstocks. Wir stehen mit dem Erscheinen der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ mitten in der klassischen Blütezeit unserer Literatur.

Doch die Männer und Werke der um das Jahr 1788 völlig abgeschlossenen Zeitrichtungen kommen in unserer Literaturzeitung wiederholt zum Worte, sei es gelegentlich neuer Werke oder nur von Neuauflagen und -bearbeitungen früherer Produkte.

Aus der alten Generation, die noch am Kampfe der Schweizer gegen Gottsched teilgenommen hatte, ragt Salomon Geßner in unsere Zeit herein, in der er sich noch immer in seiner Stellung als beliebter Idyllendichter behauptet;<sup>1)</sup> denn dieser klassische Vertreter der Kokokoidylle kam so recht dem Geschmacke unserer gefühlvollen, zartbesaiteten Gewährsmänner, die viel lieber „sanft gerührt“ als „bis ins Mark erschüttert werden“ wollten, entgegen.

Über Werke von „Bremer Beiträgern“ finden wir ebenfalls nur mehr ganz vereinzelte Rezensionen. Joh. Elias Schlegels „Triumph der guten Frauen“ war noch 1775 auf dem Theater in Salzburg gespielt worden, doch hatte damals der Referent im „Theater=Wocheblatt“ gewünscht, daß die ganze Handlung, an der man sich ergötzt hatte, „unwahrscheinlich“ wäre; für die Literaturzeitung selbst kommt er allerdings nicht mehr in Betracht. Für seines Bruders, Joh. Adolf Schlegels, „des seligen Gellert vertrauten Freundes“, episches Lehrgedicht „Der Unzufriedene“, das in den „Bremer Beiträgen“ zuerst abgedruckt war, gilt der unter den Freunden der Dichtkunst so vorteilhaft bekannte Name allein als Empfehlung und ebenso erfreuen sich Joh. Arn. Eberts „Episteln und vermischte Gedichte“ einer sehr guten Aufnahme, obwohl der Rezensent bekennt, selbst jünger zu sein als einige der Gedichte. Aber gerade darin, daß diese Dichtungen nach einem halben Jahrhundert mit ungeschwächter Kraft wirken, erkennt er ihren Wert und erklärt dies damit, daß Ebert seine Vorbilder bei den Griechen genommen habe.

Die Namen der übrigen „Beiträger“, wie Gieseke, Zachariae

<sup>1)</sup> 1789, 17.



und des ihnen nahestehenden Kästner haben den gleichen guten Klang und bürden wiederholt unseren Rezensenten auch für den Wert der verschiedenen Almanache, die sie mit Beiträgen ausstatteten, wobei die „witzigen Epigramme“ Kästners am meisten gefallen.

Ebenfalls dieser Generation angehörend, aber noch in frischer Geltung stehen die beiden Fabeldichter Gellert und Lichtwer sowie der „ehrwürdige“ Pfeffel, dessen „Poetische Versuche“ von 1789 geradezu begeisterte Aufnahme finden; man zweifelt nicht daran, daß er der größte Fabulist des Zeitalters sei und den größten Fabeldichtern aller Nationen an die Seite gesetzt werden dürfe.

Ramler, in Weißes „Bibliothek“ noch der Löwe der Literatur und Begründer der Blütezeit deutscher Dichtung, kann in unserer Zeitung auf diese Stellung wohl nicht mehr Anspruch machen, hat aber von seinem Ruhme noch im Jahre 1801 durchaus nichts eingebüßt. Er gilt dem Rezensenten<sup>1)</sup> als der Flaccus der Deutschen; die Herausgabe seiner Gedichte stellt man der von Wielands Werken an die Seite und nennt sie ein „Denkmal der Muse deutschen lyrischen Gesanges, das in Rücksicht auf seinen inneren Wert als seiner äußeren Pracht unvergänglich stehen“ werde. Ganz besonders viel gilt Ramler als Übersetzer der Horazschen Oden<sup>2)</sup> und Bearbeiter von älteren deutschen Gedichten; eben in diesen „Umbildungen“ will der Rezensent „Ramlers zarte Hand“ erkennen und in der Horaz-Übersetzung kann er sich „des Wohlklanges nicht satt-hören“. Wenngleich er auch nach den Proben eine noch höhere Stufe der Vollendung erwartet hatte, so gilt ihm das Werk dennoch und gerade in Rücksicht auf die dichterische Sprache als eine in jeder Weise dauernde Schöpfung, da Ramler hier auch in einer Übersetzung, wo man es so selten findet, sich der lyrischen Sprache der Deutschen bediene, die „in Deutschland von Hagedorn und Haller an bis in das Ende der Siebziger-Jahre bis zu einer gewissen Vollendung sich gehoben“ habe und in der dem Rezensenten Wieland als das Ideal gilt.

Wie G. v. Kleist und Uz in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ überhaupt keine Spuren mehr hinterlassen, gehört auch Lessing bereits völlig der Vergangenheit an; er gehört bereits zu den Heroen der Literatur. Über ihn finden wir schon in dem „Theater-Wochenblatt für Salzburg“<sup>3)</sup> folgendes Urteil: „Lessing erreicht auf der Bühne durch die Minna und Emilia die höchste Stufe der Vollkommenheit und erwirbt sich durch die Dramaturgie große Verdienste“. Auf der

<sup>1)</sup> 1801, 28. — <sup>2)</sup> 1801, 138. — <sup>3)</sup> Theater Wb. f. Salzbg. 1775, Seite 82.

Bühne selbst sehen wir „Minna“, „Emilia“ und „Miß Sara Sampson“ bereits eingebürgert. Die Literaturzeitung rezensiert nur mehr (gelegentlich der 3. Auflage)<sup>1)</sup> den „Nathan“, wobei sich der Rezensent über die Neuauflage dieses Werkes freut, und in der Überzeugung, daß es in seinem Werte bereits allgemein anerkannt ist, von einer eingehenden Kritik absteht, indem er nur auf die Bedeutung des Schauspielles mit den Worten hinweist: „In der That, wenn irgend ein schriftstellerisches Produkt der Nachwelt Zeugnis geben kann, welchen Grad von Humanität die Philosophie der besseren Köpfe unserer Zeit und welche Reife ihr Geschmack erreicht hat, so ist es Nathan. Möchten Künstler und Volkslehrer die darin enthaltenen Lehren verstehen und beherzigen lernen!“

Auch die von Rahbeck besorgte Bearbeitung des aus der Zeit nach der „Minna“ stammenden Fragmentes „Die Matrone von Ephesus“ wird als ein an sich gutes Stück gelobt, jedoch mehr zum Lesen als zur Aufführung empfohlen. Schon vorher<sup>2)</sup> hatte der Rezensent dem Bruder des „unsterblichen Lessing“ im Namen des Publikums den herzlichsten Dank für die Veröffentlichung des gelehrten Briefwechsels zwischen F. F. Reiske, Moses Mendelssohn und G. E. Lessing ausgedrückt, da diese Briefe den „Literaturbriefen“ an Wert völlig gleichkämen, und die Anzeige der Mendelssohn'schen Biographie von Lessing benützt die Zeitung, um ihren Lesern eine Darstellung von Lessings Leben selbst zu bringen.<sup>3)</sup>

Ebenso wie Lessing war auch dessen ehemaliger Jugenfreund Christ. Felix Weiße in Salzburg schon längst auf dem Theater mit seinen Sing- und Schauspielen, insbesondere „Richard dem Dritten“ und „Romeo und Julia“ zu festem Ansehen gekommen. So gelten denn seine Schauspiele in unserer Literaturzeitung als zu bekannt und allbeliebt, daß sie noch einer Empfehlung bedürften,<sup>4)</sup> und dreißig Jahre nach den Kritiken des „Theater=Wocheblattes“ zeigt die ausführliche Beschreibung des Leichenbegängnisses von Weiße,<sup>5)</sup> wie wohl er dieses einmal gewonnene Ansehen bewahrt hatte.

Durchaus ungünstig ist aber die sonst von ihrer Zeit als die deutsche Sappho hoch gefeierte A. L. Karschin beurteilt, wie dies aus der Rezension des „Vossischen Musenalmanachs“ für 1798, zu dem auch sie beigefeuert hatte, deutlich zu erkennen ist.

Gar nicht mehr im Geschmace unserer Literaturzeitung ist auch der alte Gleim. Zwar findet man in seinen Gedichten noch immer Harmonie und leichten Klang, vermißt aber jeden höheren Schwung;<sup>6)</sup> auch an den

1) 1792, 11. — 2) 1789, 111. — 3) 1794, 63/64. — 4) 1792, 131. — 5) 1805, 2. — 6) 1788, 296.

in der Bürger'schen „Blumenlese für 1790“ gedruckten Gedichten erkennt der Rezensent das Altern des Verfassers. Im Jahre 1797 findet man endlich seine Arbeiten so matt, daß man bemerkt, Woß hätte sie uns in seinem Almanach besser vorenthalten.<sup>1)</sup> Desgleichen ist die Parodie auf die Xenien, allerdings ohne daß der Rezensent Gleim als den Verfasser nennt oder kennt, abgewiesen mit den bissigen Worten: „Besonders der alte Peleus hätte wohlgetan, daheimzubleiben, seine Kraft ist matt, seine Schnelle ist plump und seine Verse sind witzleer und lahm, gereimte Sprüchlein, wie sie weiland Chrn Weise und Uffe lieferten“.

Joh. Georg Jacobi gilt jederzeit als längst allgemein berühmter Dichter<sup>2)</sup> und so hält man auch sein Singspiel „Phädon und Naide“ als des sanften und beliebten Dichters vollkommen würdig. Des allerbesten Rufes erfreut sich endlich sein Taschenbuch „Tris“ als ein niedliches, angenehmes Geschenk, in dem „kaum ein Beitrag schlecht und nur wenige mittelmäßig genannt werden können“.<sup>3)</sup> Besonders willkommen heißt man umsomehr die längst herbeigewünschte Ausgabe von Jakobis sämtlichen Werken und ergötzt sich an der „zarten Lyrik und reizend leichten Prosa“.

Gleiche Vorliebe für sentimentale Dichtungen zeigt J. Huart, wenn er von J. D. Michaelis sagt, daß dieser Lieblingsdichter in und außerhalb Deutschland mit Ruhm bekannt ist und für unsere Literatur eine immerwährende Zierde bleiben wird.

Von Klopstock ist in der Zeitung fast gar nicht mehr die Rede, doch gilt auch er als einer der größten Dichter der abgelaufenen Periode. Angekündigt wird zwar<sup>4)</sup> eine Ausgabe der Oden, aber eine Rezension steht aus. Sein Ruhm als Dichter des „Messias“ erhebt ihn jedoch so weit über die Zeit und selbst über jede konfessionelle Schranke, daß man<sup>5)</sup> keinen Anstoß nimmt, ein aus Klopstocks Gedichten zusammengestelltes „Gebetbuch für erhabene katholische Christen“ zu empfehlen, da der Name Klopstocks allein dafür bürgt, daß darin „viel des Erhabenen und tief Gefühlten“ enthalten sei.

Mehr erfahren wir über die Dichter des Hains und die ihnen nahestehenden. Den von Woß herausgegebenen Musenalmanach können wir durch die ganze Literaturzeitung verfolgen. — Im Jahre 1788 (296) gilt er als der wertvollste unter seinen Brüdern und scheint dem Rezensenten die Forderungen, die er an eine Blumenlese stellt, am meisten zu erfüllen, während der Almanach schon im nächsten Jahre von dieser Höhe

<sup>1)</sup> 1797, 153. — <sup>2)</sup> 1792, 131 (gelegentlich d. Rez. der kleinen Schauspiele). —

<sup>3)</sup> 1794, 30; 1797, 115; 1805, 9; 1806, 24; 1810, 23. — <sup>4)</sup> 1791, 113. —

<sup>5)</sup> 1805, 128.

des Ansehens herabsinkt, um aber gleich im Jahre darauf<sup>1)</sup> wieder sehr freundlich aufgenommen zu werden. In den folgenden Jahren bieten die Rezensionen im Wesentlichen nichts Neues; besonders hält der Rezensent aus dem für 1792 die Übersetzungen wohl für gut, einige kleinere Dichtungen von Voß dagegen des Drucks in einer Blumenlese unwürdig; doch glaubt er, um nach den Namen der Mitarbeiter zu schließen, daß das Buch, wenn es auch den älteren Brüdern nicht die Wage halte, nicht leer von sehr guten und vorzüglichen Beiträgen sei. Ebenso gut ist auch der von 1794 aufgenommen; den für das Jahr 1795 hält man entschieden für eine Mißernte<sup>2)</sup> und findet erst wieder 1798 größtenteils gute Gedichte. Von denen der späteren Jahre will ich nur noch den von 1802 herausheben, da dieser dem Rezensenten als einer der ärmlichsten gilt.<sup>3)</sup>

Von den übrigen Dichtern des Hains werden Claudius und die beiden Stolberg genannt, die dem Rezensenten mit ihren Namen allein jederzeit für besonders vorzügliche Beiträge in den verschiedenen Almanachen Bürge waren. Von Friedrich Leopold Stolberg lobt überdies Sandbichler die Übersetzung des Plato und hebt die Anmerkungen als besonders wertvoll hervor. Noch mehr Interesse zieht dessen „Geschichte der Religion Jesu“ auf sich. Dieses Werk findet in den ausgedehnten Rezensionen, die sich damit beschäftigen, die denkbar beste Aufnahme;<sup>4)</sup> man freut sich über des Verfassers herzliche Religiosität, die den Leser überall anspreche, und den mystischen Anstrich des Werkes. Nicht minder eigt sich die Hochschätzung Stolbergs, wenn der Rezensent einen „Anti-Stolberg“ von Heinrich Kunhard hart mitnimmt.<sup>5)</sup>

Als einer der besten Dichter der Zeit gilt in der Literaturzeitung Bürger; die Urteile über ihn verdienen auch aus dem Grunde ganz besondere Beachtung, weil wir darin denselben Grundgedanken finden werden, den Schiller in seiner „Charakteristik Bürgers“ ausgesprochen hat. Es kommen dabei außer den schwankenden Urteilen über Bürgers Almanach, die „Göttingische Blumenlese“, die sich aber im allgemeinen doch einer guten Aufnahme erfreut,<sup>6)</sup> zwei Stellen in Betracht. In der ersten, gelegentlich der Rezension der neuen Ausgabe der Gedichte,<sup>7)</sup> freut sich der Rezensent darüber, daß sich durch dieselbe seine Meinung über diesen Dichter zu dessen Vorteil „ungemein glücklich“ geändert habe, und faßt sein Urteil in folgende Worte: „Stolz darf unser Vaterland auf

<sup>1)</sup> 1790, 136. — <sup>2)</sup> 1794, 155. — <sup>3)</sup> 1801, 134. — <sup>4)</sup> 1808, 68/69; 1810, 93/94. — <sup>5)</sup> 1809, 129. — <sup>6)</sup> 1788, 31; 1790, 137; 1795, 19. — <sup>7)</sup> 1789, 102, (400).

einen Volksdichter sein, der alle Vollkommenheiten, die ein solcher Beruf fordert, in einem so hohen Grade in sich vereinigt. Wenn die meisten seiner poetischen Zeitgenossen in dem Meere der Zeit ertrunken sein werden, wird Bürger noch oben schwimmen; denn das Siegel der Unsterblichkeit ist den meisten seiner Werke unverkennbar auf die Stirne gedrückt“.

Noch bezeichnender ist die zweite Stelle, welche dieselbe Achtung vor dem Talente Bürgers zeigt, obwohl man mit den zu besprechenden Gedichten durchaus nicht einverstanden ist; es sind dies die vier zum Almanach für 1790 beigetragenen Gedichte, von denen unser Rezensent das „Hummel-  
lied“ überhaupt unter aller Kritik hält, die anderen zwar ungleich besser und lesenswürdiger, doch für einen Bürger nicht vorzüglich nennt, worauf das Urteil folgt, das im Grundgedanken mit dem von Schiller einige Jahre später ausgesprochenen übereinstimmt, jedoch durch den Ton, in dem der Tadel gebracht ist, seinem Verfasser gewiß alle Ehre macht: „Es ist wahre Verehrung gegen das erhabene poetische Talent dieses Mannes, die mir jederzeit eine schmerzliche Empfindung verursacht, wenn ich ihn so unter seinen Wert herabsinken sehe, und ich müßte gar nichts von männlichem Geradfinne haben, wenn ich hier dieses Gefühl hätte verbergen können“.

Unter den bedeutendsten Gestalten des „Sturmes und Dranges“ erregt vor allen Herder Interesse. An Herder nimmt die Literaturzeitung sehr regen Anteil: wiederholt bringt sie Nachrichten aus seinem Privatleben und auch seine Schriften finden eingehende Besprechung. Von den poetischen Werken sind es allerdings nur die „Zerstreuten Blätter“, deren einzelne Sammlungen stets den ungetheilten Beifall des Rezensenten finden. Zur Empfehlung dieses Werkes gibt er einige Gedichte als Proben Herder'scher Kunst und weist besonders auf die Bedeutung dieser „Blätter“ für die Kenntnis der älteren deutschen Literatur hin; er versichert die Leser, man könne sich auf eine gute Auswahl verlassen, wenn Herder der Sammler ist, denn „von einem Herder läßt sich nichts anderes als Gutes erwarten; sei es eigene Arbeit, Übersetzung oder Sammlung, so glänzt immer seine Sprache, immer verrät sich seine biedere deutsche Seele.“<sup>1)</sup>

Der Bearbeitung des Lutherischen Katechismus ist schon an anderer Stelle Erwähnung geschehen; von den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ hebt man<sup>2)</sup> hervor, daß sie durchaus keine Spekulationen, sondern gründliche Betrachtungen über die Begabtheiten der gegenwärtigen

<sup>1)</sup> 1792, 113; 1793, 114; 1797, 144/5. (Die 6. Sammlung vom Jahre 1797 besonders ausführlich angezeigt.) — <sup>2)</sup> 1793, 105.

und vergangenen Zeiten enthielten, und weist auf den Namen Herders hin, der allein jeden, der in der neueren Literatur kein Fremdling ist, zum Lesen einladen müsse. Sonst ist Herder als Philosoph nicht besonders angesehen: Er gilt als bekannter Popularphilosoph, der aber auf dem Gebiete der höheren Philosophie nichts Rechtes zu leisten imstande sei; man hofft, daß weder er noch Wieland wieder gegen Kant auftreten möchten. Daß man sich endlich über Herders philosophische Anschauungen nicht völlig klar gewesen zu sein scheint, zeigt die Empfehlung eines Buches von Gruber, der in einer Charakteristik Herders zeigt, daß Herder selbst nicht Spinozist, nicht Materialist und nicht eigentlich Deist sei, sondern sich aus allen Systemen heraus durch seinen eigenen Geist eine eigene Philosophie gebildet habe. Sehr gut ist<sup>1)</sup> die Neuauflage des Gespräches „Gott“ aufgenommen, welches der Rezensent als eine Ehrenrettung Spinozas auffaßt, mit dem sich die Literatur-Zeitung als mit dem großen Pantheisten natürlich in grundsätzlichem Widerspruche befindet; doch zeigen diese und einige andere Rezensionen<sup>2)</sup> deutlich ein Entstehen und Wachsen des Interesses für diesen Philosophen und sein System.

Von den übrigen Männern dieser Zeitrichtung kommen noch Klinger, Lavater und der Schwabe Schubart in Betracht. Klingers „Schwur gegen die Ehe“ gilt an sich als ein gutes Schauspiel, das aber, um gehörig dargestellt zu werden, in die Hände von vorzüglichen Schauspielern kommen muß. Mit Schubart zeigt sich unsere Zeitschrift sehr vertraut, wie es eigentlich nicht anders zu erwarten ist. Seine erste Sammlung „Literarischer Fragmente“ findet gute Aufnahme und ebenso gilt er später<sup>3)</sup> als bekannter Gelehrter und beliebter Schriftsteller. Dem Verfasser eines „Sendeschreibens an Schubart“ gibt der Rezensent wohl zu, daß Schubart in seiner Vaterlandschonik sehr pöbelhafte und kühne Ausdrücke gebraucht habe, versichert ihn aber zugleich, daß er an diesem Manne nichts ändern werde. An den „Literarischen Fragmenten“ ist zwar ebenfalls der überaus gehässige Ton Schubarts gegenüber seinen Widersachern getadelt, doch spricht man eben bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, eine Lebensbeschreibung Schubarts von dessen eigener Hand zu erhalten.

Lavater jedoch ist entschieden nicht nach dem Geschmacke unserer Zeitung. Schon bei früherer Gelegenheit sahen wir die Abneigung gegen seinen süßen frömmelnden Stil und so ist auch sein episches Lehrgedicht „Josef

1) 1800, 41. — 2) 1790, 125. — 3) 1799, 32.

von Arimathea“ sehr abfällig kritisiert, da Lavater es nach des Rezensenten Meinung überhaupt gar nicht versucht haben sollte, sich mit dem Dichter des „Messias“ auf seinem eigenen Gebiete als sein Nachfolger und Fortsetzer messen zu wollen. Um nichts besser kommt die „Reise nach Kopenhagen“ weg, sondern wird (was in dieser ungeschminkten Weise sonst selten geschieht) als ein „elend abgeschmacktes Zeug“ beiseite geschoben, da Lavater „weder durch Ernst noch durch Parodien mit Laune und Spott einer Besserung fähig“ sei.<sup>1)</sup> Eine etwas bessere Aufnahme finden noch seine nachgelassenen Schriften,<sup>2)</sup> bei denen man die ihm eigene moralisierende Tendenz als zur Genüge bekannt nur nebenbei bemerkt und bei den Gedichten wohl an der gezierten Diktion sich stößt, aber zugesteht, daß sie sich gut lesen ließen.

Dagegen findet nun Wilhelm Heinse, gleichsam als das Gegenstück zu Lavater, die beifälligste Aufnahme. Seine Übersetzung des Tasso erklärt der Rezensent als die beste, die ihm bekannt ist,<sup>3)</sup> und der „Ardinghello“ heißt gelegentlich der zweiten rechtmäßigen Ausgabe<sup>4)</sup> „ein schon jedem unserer Leser bekannter, angenehmer und herrlicher Roman, dessen Inhalt anzugeben bei einem so allgemein gelesenen Werke unnötig wäre“.

So kommen wir endlich von dem Schüler auf den Meister und mit Wieland selbst zu den drei Gestalten, die für die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung“ als die unerreichten klassischen Muster der Dichtung dastehen: Wieland, Goethe, Schiller.

Schon im ersten Jahrgange<sup>5)</sup> erkennt Hübner selbst als Rezensent in der Übersetzung von Lucians Werken die „Meisterhand Wielands, des mit ungeteiltem Beifall genannten Übersetzer des Horaz“. Mit sichtlichem Begeistertum rühmt er die Vorzüge dieser Übersetzung: „Man glaubt Lucian in der Ursprache zu lesen, denn Wieland stellt uns Lucian in der Gestalt dar, in der er etwa unter seinen Zeitgenossen auftrat, gelesen und beurteilt wurde. Wielands Philosophie des Lebens und seine Welt- und Menschenkenntnis haben diese Aufgabe erfüllt. Er gibt uns Lucian mit allen seinen Schönheiten und Gebrechen, so daß Wieland alle seine Vorgänger an Kunst, Scharfsinn und Belesenheit weit übertrifft“. Die Originalwerke und Zeitschriften Wielands stehen natürlich im Urteile der Literaturzeitung dieser Übersetzung nicht nach. Der „Merkur“, dessen Aufsätze jederzeit aufs eingehendste behandelt werden, gilt als eine ganz ausgezeichnete Zeitschrift, die vor allen Brüdern sich dadurch hervortut,

<sup>1)</sup> 1795, 109. — <sup>2)</sup> 1802, 80. — <sup>3)</sup> 1791, 18. — <sup>4)</sup> 1795, 65. — <sup>5)</sup> 1788, 253.

daß sie über wissenschaftliche Gegenstände Aufsätze liefert, die eines weit besseren Schicksales würdig sind als einer vorübergehenden Erscheinung in einer Zeitschrift. Als eine derartige Arbeit gelten unter Wielands eigenen Schöpfungen die „Gedanken von der Freiheit, in Glaubenssachen zu philosophieren“.<sup>1)</sup> Einer noch besseren Aufnahme erfreut sich das „Attische Museum“, von dem es schon in der Ankündigung im Jahre 1796 heißt, daß jeder, der die Schriften Wielands, ihren „Adel, ihre wahrhaft attische Simplität, die Grazie seines Stiles, die klassische aus den Quellen des Altertums reichlich geschöpfte Gedankenfülle dieses beliebten Schriftstellers aus dessen mannigfaltigen Schriften kennt“, von diesem Unternehmen nichts anderes als das Beste erwarten könne, und bei der Rezension selbst<sup>2)</sup> gilt die Zeitschrift allein deshalb für wertvoll, weil Wieland Beiträge geliefert hat. Auch die späteren Übersetzungen ernten schönen Beifall. Man freut sich, daß Wielands eigener Stil, an dem man besonderes Wohlgefallen findet, sich ganz frei entfaltet. So ist „Aristipp“, der schon 1791 in Aussicht gestellt worden war, als „ausgezeichnetes Werk des unermüdlchen ehrwürdigen Verfassers“ gepriesen, der, so oft er auch schon Gestalten aus dem Altertume vorgeführt hat, uns doch immer wieder neuen Genuß verschafft. Dieses Werk bedeutet für den Rezensenten das Gelehrteste und Reichhaltigste, was bisher aus der Feder dieses Schriftstellers geflossen ist.<sup>3)</sup> Wielands Meisterschaft erkennt man aber nicht minder in seinem „Deutschen Parnaß“; auch die Ankündigung einer Neuauflage sämtlicher Schriften nennt diese die Erfüllung eines allgemeinen Wunsches des Zeitalters und empfiehlt die Abnahme mit den freundlichen Worten: „Lasset uns dem lieben alten Wieland die Freude machen, daß er sehe und fühle, wie sehr wir seinen Wert erkannten und wie gerne wir ihm das Seelenvergnügen wiedergelten wollen, das uns sein schöner reicher Geist so reichlich gemacht hat“. Das von Lips gestochene Porträt war schon 1793 (48) für alle Verehrer Wielands angekündigt worden.

Wie sehr man von der Unerreichbarkeit Wieland'scher Kunst überzeugt war, beweisen auch die Kritiken von einer „Fortsetzung der Abderiten“ und eines romantischen Singspieles „Hyon und Amanda“ von Sophie Seyler, wobei sich der Rezensent nur in der Überzeugung bestärkt fühlt, daß jeder, der Wieland nur nachahmen will, wenigstens eine Anlage zu derselben Größe schon in sich haben müsse, da sonst alles Streben vergeblich sei.

1) 1789, 81. — 2) 1799, 97. — 3) 1805, 130.



Unter den unmittelbaren Schülern Wielands steht seine Jugendfreundin Sophie La Roche, der er selbst das Erwachen seines poetischen Genius verdankt, obenan. Sie gilt schon 1789 als so bekannt, daß sie überhaupt keiner Empfehlung mehr bedarf, und der Rezensent der „Geschichte der Miß Lony“ gesteht, eigentlich kein Freund von Romanen zu sein, muß aber bekennen, daß er von diesem Stücke entzückt sei und es allen Jünglingen und Mädchen herzlich empfehle.

Daneben finden auch August von Thümmels Schriften, insbesondere die „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“, recht gute Aufnahme und auch die von Musaeus herausgegebenen „Deutschen Volksmärchen“ ernten den Beifall unserer Kunsttrichter.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wollen wir im folgenden die Urteile über Goethe und Schiller betrachten: Wohl gelten beide schon im ersten Jahrgange der Literatur-Zeitung als die klassischen Meister, doch nur wenige Jahre früher waren die Urteile über beide Dichter in Oberdeutschland sehr weit auseinander gegangen. Was wir in Salzburg im engeren Sinne verfolgen können, geht bis ins Jahr 1775 zurück. Während Schiller erst spät zu dauerndem Ansehen gelangte und noch 1784 in der „Salzburger Staatszeitung“ und 1786 in den schon erwähnten „Monatlichen Beiträgen“ sich sehr abfällige Bemerkungen<sup>1)</sup> über dessen Jugenddramen finden, gilt Goethe schon im „Theater-Wochenblatt“ von 1775 als großer Dichter. „Ich fühle mich so klein,“ sagt dort der Referent nach der Aufführung des Clavigo am 24. November 1775, „wenn ich mich neben einen Goethe hinstelle, daß ich den Mann nicht einmal recht ins Gesicht fassen, viel weniger beurteilen kann,“<sup>2)</sup> und unterläßt es lieber, eine Analyse des Stückes zu geben oder überhaupt eine Lobrede zu halten, um nicht das Interesse und die Spannung des Publikums abzustumpfen. Weiters heißt es daselbst in einem Aufsatz: „Herr Goethe, dessen Namen wir mit der größten Ehrfurcht nennen, zieht icht die Augen von ganz Deutschland auf sich. Er schrieb einen Götz von Berlichingen und alle Kenner und Kunsttrichter reichten ihm in Demut den Lorbeer und — welches Lob kann wohl größer sein — sie nannten ihn den würdigen Sohn Shakespeares. Er bestätigte seinen Ruhm durch seinen Clavigo . . .“<sup>3)</sup> In diesem Büchlein, das auch sonst gar manche bemerkenswerte Stelle aufweist, finden wir endlich auch auf Seite 229 die Ankündigung der zweibändigen Himbürg'schen Ausgabe von Goethes Werken.

<sup>1)</sup> Trotzdem enthalten sie eine ganz treffende Schilderung der Sturm- und Drangzeit Schillers. Eingehenderes darüber in meinem Aufsatz „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen in Salzburg“; Separat-Abdruck aus der „Salzburger Zeitung“ vom Mai 1905, Seite 4 ff. — <sup>2)</sup> auf Seite 73. — <sup>3)</sup> ebend. Seite 136.

In der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ zeigt erst im dritten Jahrgange<sup>1)</sup> eine Ankündigung „eines neuen Trauerspiels und Romans“, daß man mit großer Spannung der Vollendung der Götschen'schen Ausgabe vom Jahre 1790 entgegenfieht, und schon fühlt sich der Rezensent bei der Besprechung derselben<sup>2)</sup> veranlaßt, zur Rechtfertigung, daß er die Anzeige der Schriften „eines der ersten Originalschriftsteller Deutschlands“ so spät bringe, zu erklären, daß er gewartet habe, bis er sie vollständig liefern und dem Publikum einige Winke geben könnte, inwiefern seine Erwartungen über Goethes Werke erfüllt worden seien.

Im einzelnen nennt er die „Zueignung“ ein mit viel Imagination und Gefühl geschriebenes Meisterstück. „Werther“ und „Götz“ stellt er als bekannte Werke hin, über deren Wert man längst entschieden habe. Von dem „mit ungemein viel Laune in gereimten Versen geschriebenen Lustspiel“, den „Mitschuldigen“, verspricht er sich gute Wirkung auf dem Theater. „Iphigenie“, sagt er endlich, „trägt den Geist der klassischen Simplität und Schönheit im höchsten Grade und ist unter den Schauspielen gewiß das Meisterstück des Verfassers. Den Lesern schöne Stellen preiszugeben, hieße das ganze Stück abschreiben zu wollen: denn alles ist eine einzige Schönheit. Dieses Stück würde eine der vorzüglichsten Zierden der deutschen Bühnen werden, wenn wir ihm das Bürgerrecht einräumen wollten, was sie, so viel wir wissen, noch nicht getan haben“. „Clavigo“ gibt er ferner als bekannt nur dem Namen nach an; „Die Geschwister“ heißen ein niedliches Lustspiel, das auf oberdeutschen Bühnen bereits im Gange ist. „Stella“ gilt als bekannt und der „Triumph der Empfindsamkeit“ wird manchem Publikum als heilsame Nervenkur und Zwerchfellerschütterung empfohlen. „Die Vögel“ nennt unser Rezensent eine niedliche Posse, „Egmont“ bezeichnet er als in seiner Art entschieden gutes Schauspiel, dessen Verstöße gegen die Geschichte er dem Dichter um der „meisterhaften Gemälde und Charakterschilderungen willen“ verzeiht. Über die Singspiele „Claudine v. Villa Bella“, „Erwin und Elmira“ sowie über „Lila“ geht er hinweg und behandelt „Tasso“, dessen hohen Wert er sichtlich fühlt, wenn er sagt, daß die vielen Schönheiten die etwaigen Fehler weit überwiegen, und er fortfährt: „Die hier und da angebrachten Schilderungen von den Wirkungen und der Zaubermacht der Dichtung, die feinen mit so mannigfaltigen Farben gemalten Empfindungen der Freundschaft und Liebe, Tassos mißtrauische Charakterzeichnung sind über kleinliche Kritik

1) 1790, 39. — 2) 1790, 105.

weit erhabene Meisterstücke. Das ganze ist mit dem Stempel der tiefsten Empfindung und der größten Feinheit bezeichnet und die waltende Hand der Musen ruht sichtbar auf dem Werke“.

Nachdem noch „Fery und Vätely“ und „Scherz, List und Rache“ angeführt sind, wendet sich der Rezensent zu „Faust“, dem Meisterstücke, dem er schon lange entgegenschah und von dem er tief bedauert, daß es noch immer Fragment ist. Für seine Begeisterung nur folgende Worte: „Wir lassen uns, indem wir es lesen, auf dem Sonnenwagen der Phantasie des Verfassers so unbemerkt fortragen, daß wir glauben, in jener Welt zu leben . . . . und es wird wohl schwerlich jemandem, der sich in jene Szenen zu versetzen weiß, genügen, Fausten nur einmal zu lesen, und wer es versteht, sich des Verfassers Ideen anzuschmiegen, der wird den Reiz der Wiedererweckung derselben nicht sogleich fahren lassen, wird immer wieder nach dem Zaubergemälde greifen und seine Phantasie an der Quelle der individuellen Schönheit laben. Nach Lesung des Ganzen habe ich nur einen Wunsch übrig: ach, daß doch Faust kein Fragment wäre!“

Biernlich kurz faßte er sich über die Gedichte des achten Bandes, deren er viele eines vorzüglichen Platzes in der griechischen Anthologie für würdig hält. Auf die Gedichte aus späteren Perioden kommen die Rezensionen der Musenalmanache zu sprechen, wobei man gewiß die Schönheiten zu würdigen weiß; besonders gefiel „Der Besuch“ als ein „allerliebstes“ Gedicht.

Beim Erscheinen des „Groß=Cophhta“ freut sich der Rezensent<sup>1)</sup>, nach so vielen schlechten Stücken ein gutes zu finden. Daß er den Rückschritt, den dieses Stück für Goethe bedeutet, nicht erfaßt, muß man ihm wohl zugute halten, wenn man nur bedenkt, daß auch der „Groß=Cophhta“ unter der Menge der in der Zeitung rezensierten Stücke immerhin einen guten Rang behaupten kann. So können auch wir ihm beistimmen, wenn er die Situation meisterhaft gezeichnet nennt und sich eine große Wirkung auf dem Theater verspricht, ja sogar den guten Bühnen es nie verzeihen würde, wenn dieses Stück nicht Gemeingut aller würde.

Daß nicht der bloße Name Goethes seinen Werken gute Aufnahme sicherte, zeigt die Rezension des „Bürgergeneral’s“,<sup>2)</sup> der von dem Rezensenten, bei dem wir mit Gewißheit annehmen dürfen, daß er den Autor nicht kennt, ganz besonders begrüßt wird, da ein Dichter den Stoff aus der Zeitgeschichte schöpft und sich gleichsam zum Sprecher der

<sup>1)</sup> 1791, 46; — <sup>2)</sup> 1793, 111.

Nation macht, für welche er dichtet. Sofort beeilt man sich aber auch,<sup>1)</sup> dem Publikum mitzuteilen, daß nach sicherer Quelle der Verfasser dieses Stückes, in dessen Feder der Rezensent die Verräterin seiner Meisterhand erblickt hatte, „der Lieblingschriftsteller des Publikums, Herr Geheimrat Goethe“ ist.

Mit großer Freude wird „Keineke Fuchs“ aufgenommen.<sup>2)</sup> „Endlich sehen wir ihn wieder im neuen geschmackvollen Gewande den alten listigen Freund Keineke, die Krone aller Verschlagenheit; ein Unternehmen, wofür Goethe der Dank des ganzen Publikums gebührt. Goethes Meisterhand ist in dem Ganzen sowie im Einzelnen überall sichtbar; sein Geist ist über das Werk ausgegossen und nirgends fehlt es an einzelnen Vortrefflichkeiten und Schönheiten. Welch' ein Erwerb für das Echte und Gute unserer deutschen Lektüre!“

Bei der Rezension der „Horen“ treffen wir auch ein Urteil über die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die man mit Wahrscheinlichkeit Goethe zuschreibt und darin „eine für unser Zeitalter äußerst fruchtbare Lehre mit feiner Kunst durchs Ganze verwebt“ findet, obwohl dieses Stück dem Anscheine nach nur aus wenig zusammenhängenden Szenen bestehe. „Es herrscht“, heißt es weiter, „in diesem Aufsatze jene anziehende Kunstlosigkeit, die alle Produkte dieser Meisterhand charakterisiert.“<sup>3)</sup>

Sehr hübsch sind auch die Urteile über die „Römischen Elegien“ und „Venetianischen Epigramme“. Man bewundert in ersteren im Gegensatz zu Tibulls Schwermut jene fröhliche sorglose Liebe, die sich der ihr gegönnten Augenblicke freut, ja „man könnte sie kühn für jetzt erst durch einen glücklichen Zufall entdeckte Ueberbleibsel aus dem Altertum ausgeben“, wenn nicht einzelne Anspielungen an unser Zeitalter erinnerten.<sup>4)</sup> Über letztere lesen wir gelegentlich des Musenalmanachs für 1797 folgendes: „Alle von der Feder eines Dichters, wissen, sagt uns der Herausgeber nicht. Aber woher sie auch kommen mögen, so kommen sie gewiß von einer Meisterhand und gewähren eine vortreffliche Lektüre. Wer wird nicht eilen, sie alle zu lesen, die lieblichen Kinder der Phantasie eines deutschen Dichters, der ohne Zweifel unter die besten Sänger unseres Vaterlandes gehört. Heiße er auch, wie er will, und sei er uns schon bekannt oder noch unbekannt, wir machen jetzt seine Bekanntschaft, der wir uns herzlich freuen.“

Nicht minder gefällt „Alexis und Dora“, so daß dieses Gedicht

<sup>1)</sup> 1793, 135, 991; — <sup>2)</sup> 1794, 102; — <sup>3)</sup> 1796, 2; — <sup>4)</sup> ebdj.

sofort den Wunsch erregt, „diesen dichterischen Proteus in mehreren Gestalten dieser Art zu sehen“, und der Rezensent ist erfreut, daß Goethe — soviel er weiß — in dieser für ihn neuen Gattung wieder eine entscheidende Palme des Sieges errungen hat.<sup>1)</sup> Auch über die „Musen und Grazien in der Mark“ finden wir das Urteil, „daß in der That der märkische Dichter nicht feiner und treffender persifliert werden könnte, denn“, heißt es, „wer kennt nicht des Pfarrers Schmidt Gedichte, welche die Natürlichkeit bis zum äußersten Ende treiben und welche voriges Jahr den Kalender der Musen und Grazien füllten? Gegen diese tritt hier Goethe mit seiner Geißel der Satire auf. Das Gedicht wird schwerlich jemand lesen können, ohne zu fühlen, daß der Verfasser seinen Endzweck redlich erreicht hat.“<sup>2)</sup>

In dieser Stimmung ist auch „Hermann und Dorothea“ angekündigt, worüber leider eine eigentliche Rezension nicht zu finden ist. Sollte hier etwa wegen des behandelten Stoffes die Hand der Zensur eingegriffen haben? Man kündigt das Epos also an als „ein bewunderungswürdig treues Familiengemälde, dessen warme und herzliche Darstellung jedem Unverdorbenen und nicht Verfeinerten so wohl tut,“ und das er durch folgende Charakteristik empfehlen will:<sup>3)</sup> „Wie die Zauberkräft des Dichters die rührenden Gefühle des Mitleids und der Wehmut, von denen unser Herz durch so viele Auftritte der neuesten Zeit zerrissen ward, durch solche Bilder ungestörten häuslichen Glückes aufzuheitern weiß, ebenso wird der Leser mannigfaltige Gelegenheit finden, das Talent Goethes, das alles Feine allgemein faßlich, das Erhabene einfach, das Tiefgefühlte klar und lebendig darzustellen vermag, von neuem zu bewundern.“

Nicht übersehen hat man auch die „Bekanntnisse einer schönen Seele“, in denen man ein Meisterwerk ästhetischer Kunst und eine ausserlesene Frucht Goetheschen Geistes bewundert, dessen reine „Denkungsart, vereint mit der Harmonie aller menschlichen Gefühle, innigstes Entzücken bereiten“ müssen.<sup>4)</sup>

Den „Propyläen“ steht unsere Zeitung allerdings ziemlich verständnislos gegenüber; denn um sich aus der Schlinge zu ziehen, erklärt man, diese Zeitschrift sei überhaupt nicht für das große Publikum bestimmt, und glaubt so, sich damit begnügen zu dürfen, die einzelnen Aufsätze ohne jedes Urteil einfach aufzuzählen.<sup>5)</sup>

Von „Benvenuto Cellini“ gibt der Rezensent eine ausgedehnte

<sup>1)</sup> 1796, 132; — <sup>2)</sup> ebend.; — <sup>3)</sup> 1797, 142. — <sup>4)</sup> 1796, 107 (gelegentlich des Niethammer'schen Journals.) — <sup>5)</sup> 1800, 10.

Inhaltsangabe, wobei er sich durch die Schilderung des Gusses an das „genialische Lied von der Glocke“ erinnert fühlt, und behauptet, daß jeder, der Kunstfönn besitzt und Menschenkenntnis liebt, schwerlich eine Zeile dieses Buches ungelesen lassen wird.<sup>1)</sup>

Die beiden Uebersetzungen der Voltaire'schen Stücke, des „Tancred“ und „Mahomed“ gewinnen ebenso die volle Zustimmung des Rezensenten, der sagt, daß man bei dieser trefflichen Wiedergabe ein deutsches Original zu lesen glaubt, und insbesondere bei „Mahomed“ erklärt: „Das Stück hat durchgehend griechischen Zuschnitt, griechische Einheit, Korrektheit und Würde; die Schönheiten des französischen Originals sind meisterhaft getroffen. (Gerade das Gegentheil von dem, was Goethe wollte.) Auf der Bühne werden „Tancred“ und „Mahomed“ sich keinen bleibenden Platz erobern; — die langen Reden und Monologe sind hinderlich — doch sind beide bleibende und schätzbare Geschenke für die Literatur.“<sup>2)</sup>

Gut erfaßt ist endlich die „Natürliche Tochter“, in der der Rezensent nach Plan, Sprache und Charakteristik der Personen eine der reinsten Kompositionen Goethes erkennt. Den ruhigen abgetönten Eindruck dieses Stückes empfindet er nicht als „marmoralt“, sondern vergleicht ihn mit dem Genuße nach einer Wanderung durch eine „melancholische mondbeleuchtete Gegend“. Entsprechend dieser Grundstimmung vermißt er das theatralische Interesse des Dramas und fürchtet, daß es auf der Bühne wenig Wirkung haben könnte. Schon erkennt er aber die echt Goethe'sche Kunst der weisen Haushaltung mit seinen Mitteln, wenn er in diesem Stücke, das als Anfang zu einem großen Werke zu gelten hat, noch die großen Leidenschaften ruhen läßt, um dann in der Fortsetzung diese langsam bis zur vollen Höhe anschwellen zu lassen und so die höchste Wirkung zu üben.<sup>3)</sup>

Entschieden ablehnend verhält man sich jedoch gegen die Idee der „Wahlverwandtschaften“. Der Rezensent verkennt zwar nicht die meisterhafte Komposition und Schilderung, kann sich aber am Ende der sehr eingehenden Inhaltsangabe des Vorwurfs nicht enthalten: „Warum aber beschränkte sich nicht der Verfasser auf die Erregung von Mitleid und Schauer? Geht er nicht zu weit, wenn er einen Mann wie Eduard, der seiner Leidenschaft alles aufopfert, gleichsam noch kanonisiert? Umsonst, daß Herr Mittler noch so kräftig gegen den Ehebruch predigt, wenn der Ehebrecher unter der Martyrerkrone emporstrebt!“<sup>4)</sup>

In „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ (1. Buch) findet

<sup>1)</sup> 1802, 37. — <sup>2)</sup> 1803, 4, 19. — <sup>3)</sup> 1804, 7. — <sup>4)</sup> 1810, 27 und 28.

man dagegen den Dichter, wie man ihn in seinen besten Tagen gefunden hat, bewundert die reine ernste Sitte und erwartet mit Sehnsucht die Fortsetzung dieser „meisterlichen Wanderungen“.

Durchaus als verfehltes Unternehmen wird die „Farbenlehre“ abgelehnt.<sup>1)</sup> Schon von vorneherein gegen das Werk eingenommen, weil er weiß, daß Goethe in diesen Dingen nicht Fachmann ist, findet der Rezensent in „95 Bogen durchaus nichts Nützliches und Brauchbares“ und meint, Goethe habe überhaupt vergessen, daß der Physiker Tatsachen und keine romantischen Träume zur Grundlage seiner Systeme und Hypothesen machen muß. Den Schluß der Besprechung bildet eine dringende Mahnung an Goethe, auf diesem Gebiete nicht weiterschreiben zu wollen, da er hier nie etwas Gutes leisten werde; die Widerlegung von Newtons Theorie sei ihm durchaus nicht gelungen und, was er dafür setze, sei — „vom Standpunkte der Physiker gesprochen — ein vacuum bombinans in spatio et comedens secundas intentiones.“

Ueber Schiller setzen die Rezensionen in der Literatur-Zeitung erst bei den historischen und philosophischen Schriften ein, wobei zu erkennen ist, daß in dieser Zeit Schillers Ruhm in unseren Kreisen weit mehr auf seine philosophischen als auf die poetischen Werke gegründet ist. Mit vollster Aufmerksamkeit werden diese Schriften behandelt und durchgehends gut aufgenommen.

So sieht man gerade im „Geisterseher“ einen Beweis, daß Schiller, der hier, wenn auch kein wahrheitsgetreues Bild dieses Prinzen entworfen, doch die Sittengemälde recht gut getroffen habe, ein ebenso großer Dichter als Weltweiser sei,<sup>2)</sup> und bemerkt erst bei der Besprechung des 2. und 3. Teiles, daß Schiller seiner Phantasie allerdings zusehr die Zügel habe schießen lassen und das Stück besser geworden wäre, wenn er mehr eine gesunde Philosophie hätte sprechen lassen.

Weiters gilt die geschichtsphilosophische akademische Antrittsrede als ein Meisterstück, das den Unterschied des Studienplanes für den Brotlehrten und den philosophischen Kopf darlegt. Die sehr ausführliche Darlegung und Länge der Besprechung entschuldigt der Rezensent mit den Worten: „Aufsätze von so reichem, neuem, wichtigem, wahren und so nervicht vorgetragendem Inhalte sind so selten, daß er sich nicht anders entschuldigen zu dürfen glaubt, als durch die Versicherung, daß ihm noch immer die Auswahl der auszulassenden und die Unterdrückung der zu billigenden Beisätze peinlich war, und daß er leicht bei einem weniger

1) 1810, 132. — 2) 1790, 24.

guten Werke den hier eingenommenen Raum in Ersparnis bringen werde.“<sup>1)</sup>)

Nicht minder lobend sind die geschichtlichen Werke empfohlen, wie das Sammelwerk von der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen...“, ebenso die „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande...“, von der es heißt, daß Schiller als erster unter den zahlreichen Schriftstellern, die diese merkwürdige Geschichte vor ihm behandelt hätten, es getroffen habe, mit seiner Meisterhand die schrecklichen Auftritte dieser Tragödie in inneren Zusammenhang zu bringen und in den eigentlichen Farben zu schildern.<sup>2)</sup>) Dieselbe Meisterhand dieses Verfassers erkennt der Rezensent auch in der Darstellung der „Belagerung der Stadt Antwerpen“ und bittet ihn, sein „Zeitalter recht bald mit der Fortsetzung jenes schätzbaren Werkes zu beschenken.“<sup>3)</sup>) In gleicher Weise wird auch von dem „Historischen Kalender für Damen“ gerühmt, daß Schiller die Darstellung des Dreißigjährigen Krieges so meisterhaft getroffen habe, daß er die Damen mit der Schilderung von Schlachten verschone und dafür die Zeit und die Charaktere, mit scharfem Sinne erfaßt, in einem herrlichen Gemälde schildere.<sup>4)</sup>) Auch die „Allgemeine Sammlung historischer Memoiren...“, deren baldige Vollendung sehnlichst herbeigewünscht wird, gilt als unterhaltende und zugleich belehrende Lektüre, die die „Leib und Seele erschlaffende Leserei unsittlicher Romane“ verdrängen möge.

Ebenso sind die kleineren prosaischen Schriften gelegentlich des Wielandischen „Merkur“ angezeigt, für die man sich am allermeisten erwärmt zu haben scheint, wenn man die Dauer dieser Schriften geradezu nach Jahrhunderten berechnen will, „denn Schillers tiefdringender und philosophischer Blick und seine starke anziehende Manier sei in allem unverkennbar“. Im einzelnen will der Rezensent für die „Sendung Moses“ durch eine kurze Analyse die Begierde zum Lesen rege machen; er erwähnt, teilweise mit Hinweis auf frühere Rezensionen oder ihre allgemeine Bekanntheit, die „Briefe aus der Thalia“, „Briefe über den Don Carlos“, den Aufsatz über das Studium der Universalgeschichte, die Schrift über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter und „Etwas über die erste Menschengesellschaft“, endlich das „Spiel des Schicksals“ und bedauert von dem „Verbrecher aus verlornen Ehre“, daß die Geschichte dieses Mannes nicht bis zu seinem Ende fortgesetzt ist, da das „Interesse an dieser Geschichte durch die geschickte Schillerische Darstellung mit jedem neuen Zuge wachse“.

1) 1790, 27. — 2) 1789, 51. — 3) 1796, 2. — 4) 1791, 20.



Nicht vergessen dürfen wir, daß auch der Iden gang der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ mit richtigem Blicke erfaßt ist und man als deren Verfasser unbedingt Schiller erkennt, „denn“, so heißt es, „kein anderer Schriftsteller verbindet mit so viel Kraft und Würde des Ausdruckes einen so großen Ideenreichtum, keiner besitzt in so hohem Grade die Gabe, auch den tiefsinnigsten Untersuchungen eine gewisse Anschaulichkeit zu geben, keiner weiß die Resultate der forschenden Vernunft dem gemeinen Menschen sinne so nahe zu legen“.

Auch über die Gedichte finden wir mehr Urteile als bei Goethe. Schon 1794 (50) glaubt man, von dem Werte der Gedichte nichts beifügen zu müssen, da Schillers Name allein dafür bürgte, daß etwas ganz Vorzügliches geboten werde. Es zeigt sich also bereits die vorgefaßte hohe Meinung, in der man nebeneinander mit gleicher Begeisterung die „Götter Griechenlands“ und die Laura=Oden preist. Doch findet sich ein Jahr später<sup>1)</sup> auch eine etwas freimütigere Äußerung, in welcher der Rezensent klagt, daß die jugendlichen Dichter ihre Arbeiten viel zu früh herausgeben, und in der er meint, „daß selbst Schiller jetzt manches mit ‚h‘ unterzeichnete Gedicht aus der ‚Anthologie‘ auf 1782 zurücknehmen“ zu können wünsche. Die Kritiken über die späteren Gedichte, die sich in den Besprechungen der „Almanache“ und „Horen“ finden, will ich hier gleich zusammenfassen. Die „Horen“ selbst, um dies nur zu erwähnen, gelten wohl mit dem obligaten Komplimente für Schiller als die beste Zeitschrift in ihrer Art und dürfen „als so interessantes und unserer Nation wahrhafte Ehre bringendes Werk nicht übergangen werden“, doch bemerkt der Rezensent auch hier — ähnlich wie bei den „Propyläen“ — in der Literaturzeitung nicht näher sich in eine Besprechung der einzelnen Aufsätze einlassen zu müssen, da diese Zeitschrift wegen ihrer schwer verständlichen Sprache ohnehin nicht für das große Publikum bestimmt sei.<sup>2)</sup> Von den Gedichten kann ich nur einzelne herausheben: Die „Würde der Frauen“ heißt ein herrliches Gedicht, ähnlich ist „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Herkulanum und Pompeji“ aufgenommen. „Die Klage der Ceres“ findet besonders eingehende Besprechung, wobei der Rezensent die Zeilen „Jedem solchen Aug’ verschlossen — Bleibt das nächtliche Gefild“ und „Ach, ihr Auge, trüb von Zähren“ aus dem Gedichte herauswünschte, da sie für einen Dichter wie Schiller nicht poetisch genug seien. Auch die Gedichte des Balladenalmanachs sind nicht durchwegs nach dem Geschmacke der Rezensenten. Während alle übrigen mit der üblichen Be-

1) 1795, 7. — 2) 1797, 134.

grüßung empfangen werden, Goethes „Neuer Pausias“ sogar sehr lobend gerühmt wird, hält der Rezensent das „Reiterlied“ („Wohlauf Kameraden . . .“) und „die Ballade auf Seite 306“ („Der Gang nach dem Eisenhammer“) geradezu eines besseren Dichters für unwürdig und ärgert sich überdies über einige Härten im Reime. Das Merkwürdige dabei ist jedoch gerade, daß der „Gang nach dem Eisenhammer“, der Goethes besonderen Beifall erntete, hier das harte Urteil erfahren muß: „er (Rezensent) hätte dieses Stück nie für eine Arbeit Schillers gehalten, wenn nicht sein Name darunter stünde“.

Bevor wir nun zu den Rezensionen der großen Dramen übergehen, wollen wir noch der Stellung unserer Literaturzeitung im Xenienkampfe unsere Aufmerksamkeit widmen.

„Sehet auch, wie ihr in S\*\*\* den groben Fäusten entschlüpfet,  
Die Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.“

Mit diesem Distichon hatten die beiden Richter über die zeitgenössische Literatur auch der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ einen Stich versetzt. Wie kommt nun diese Zeitung zu dem Vorwurfe der Grobheit? Schiller und Goethe selbst sahen wir bisher gewiß immer mit der größten Achtung behandelt und auch sonst ergibt sich schon aus dem bisher Gesagten, daß Grobheit nicht der Grundton der Zeitung war — es wäre denn auf religionspolitischem Gebiete — denn die tatsächlich in solcher Weise verfaßten Rezensionen, über die etwa ein Schelling sich hätte beklagen können, fallen in eine viel spätere Zeit. Vielleicht werden wir aber nicht fehlgreifen, wenn wir in der Rezension des Musenalmanachs für das Jahr 1796 selbst den nächsten Anlaß zu diesem Xenion suchen. Als ein „schönfarbiger Blumenkranz, gewunden aus mannigfaltigen angenehm duftenden Blumen“ war der Musenalmanach für das Jahr 1796 in demselben Jahre von der Literaturzeitung begrüßt worden, ja „sie hatte sogar am Schlusse im Namen der Leser Schiller den Dank für die schöne poetische Blumenlese und seine Mühe sowie den Wunsch ausgesprochen, noch recht oft eine derartige „Gefährtin auf dem Gange des Lebens“ zu erhalten. Doch hatte der Rezensent auch zu einigen Gedichten Schillers Bemerkungen gemacht, in denen er sich bemüßigt fühlte, nicht sowohl einzelne Ausdrücke als auch Reime und metrisch schwierigere Stellen abfällig zu kritisieren, was Schiller sehr leicht dazu gereizt haben mag, auch die Salzburger mit einem Gastgeschenke zu bedenken.

Beim Erscheinen des Xenienalmanachs ist dem Rezensenten sofort ein wesentlicher Unterschied zwischen dem vorjährigen klar: „Eine so an-

genehme Erscheinung, wie im Vorjahre Schillers Almanach unter seinen Brüdern war, eine so merkwürdige ist er dieses Jahr; angenehm und merkwürdig zugleich. Schiller hat wirklich die Blumen dieser Lese sehr sorgfältig gesammelt, daß man mit der größten Gewissenhaftigkeit sagen kann, es befindet sich nichts in der Sammlung, was ganz schlecht, und nichts, das äußerst mittelmäßig genannt werden kann. Aber freilich füllen die größte Bogenzahl Schillers und Goethes Gedichte selbst; das heißt, es mit dem Publikum gewissenhaft nehmen<sup>1)</sup> Im besondern sind hierauf die einzelnen Gedichte Schillers und Goethes eingehend besprochen, ebenso die „*Tabulae votivae*“ recht lobend eingeführt und einzelne Proben gegeben. Über die Xenien heißt es nun folgend: „Den zweiten Teil des Almanachs nehmen über etliche hundert Gedichte ein, welche die Überschrift Xenien führen und in unserer jetzigen Literatur insoweit eine neue Erscheinung sind, als sie auf den größten Teil des Publikums einen entscheidenden Eindruck machen werden. Die Verfasser — denn allem Anscheine nach haben mehrere hier Hand an das Werk gelegt — haben sich nicht genannt und wohl ihnen, daß sie es nicht getan haben; denn bei dem Schatten des erhabenen Archilochus! sie haben ein wenig stark ins Wespennest gestört. Die Leser können nicht begierig und aufmerksam genug gemacht werden; denn diese Xenien beschließen nicht nur einen sehr großen Teil unserer neueren Literatur, sondern sie sind in ihrer Art ebenso kühn als unterhaltend. Rezensent nimmt keine Partei, er ist nur Referent. Die Parteien mögen ihre Sache ausfechten und die Betroffenen haben Gelegenheit, nun auch ihren Witz an den Verfassern der Xenien zu probieren“.

Nun hebt er einige, die ihm am merkwürdigsten erscheinen, heraus, ohne aber nur im mindesten durchblicken zu lassen, daß man sich etwa durch das Sprüchlein auf die Salzach oder das für die Zeitung selbst bestimmte Distichon gekränkt fühlte, und zeigt insbesondere darüber die größte Freude, daß die Xenienmacher den alten Nikolai, dem man eine derartige Niederlage recht herzlich gönnte, so prächtig abgeführt hätten. In derselben heiteren Weise prophezeit man endlich den hitzigen literarischen Krieg, von dem man zur Beruhigung hofft, daß dabei mehr Tinte als Blut fließen werde, und bittet eine gnädige Juno, sich der schöngeharnischten Griechen anzunehmen, wenn die racheschnaubenden Trojer nicht Platz gewinnen sollten.

„Wenigstens der lieben Unterhaltung wegen zugegriffen, gekauft und

<sup>1)</sup> 1796, 132.

gelesen!“ hatte diese erste Xenienrezension geschlossen, und das letzte Stück des Jahrganges 1796 brachte auch schon die Rezension eines Gegengeschenkens „An die Sudelföche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen“. Noch zeigt sich unbedingtes Eintreten für die Verfasser der Xenien, von denen man noch immer meint, es müßten noch andere sich daran beteiligt haben. Wie wenig man mit diesen Gegeng Xenien übereinstimmt, zeigt am deutlichsten die Bemerkung zum Distichon „ne Sutor“ („Was dir die Muse versagt, das sollte keiner versuchen, Schiller die schwere Kritik, Goethe das Distichon nicht“), „daß in diesem Ausspruche man sich doch wohl stark geirrt haben möchte“; im übrigen aber mögen die Verfasser der Gegengeschenke sehen, wie sie mit den Verfassern der Xenien fertig werden; „fertig geworden sind sie nicht“.

Wesentlich verändert aber zeigt sich die Lage bei der Anzeige von Nikolais „Anhang zu Schillers Musenalmanach“. <sup>1)</sup> Wie einen „nassen Rotzflack“, sagt hier der Rezensent, wollte er die Xenien behandelt wissen, den man trocken werden läßt, bis er von selbst abfällt, und nur durch Nikolais Anhang fühle er sich dennoch bewogen, auch darüber zu sprechen und den Verfassern auf Grund dieser Nikolaischen Schrift zuzurufen; si tacuissetis. Woher dieser Umschwung? Nicht zwei Monate liegen zwischen dieser und der Rezension der „Gegengeschenke“. Ein so plötzlicher Umschwung in der Stimmung mag wohl nur dadurch zu erklären sein, daß man erst jetzt die Absicht des Xeniums von den Locken der Berenice erkannt habe, und sich nun, nachdem man erst so freundlich gelobt und auf diese Weise noch den Spott zu tragen hatte, in umso gereizter Stimmung befand. Der Ärger geht jetzt sogar so weit, daß man — den Xenien dichtern zum Troste — nicht bloß dieses Machwerk Nikolais, besonders die lächerliche Geschichte von den Füchsen mit den brennenden Schweifen ausgezeichnet fand. Nikolai selbst wird sogar bei der nächsten Gelegenheit, und gerade unglückseliger Weise bei der Rezension des 11. Bandes der „Reisen durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 . . .“ <sup>2)</sup> die in früheren Jahrgängen gewiß keine allzufreundliche Besprechung erfahren hatten, indem man dem Verfasser mit Recht die darin enthaltenen Unwahrheiten vorwarf, jetzt als ein Mann von außerordentlichen Verdiensten um die Literatur hingestellt, dem „die Schuheriemen aufzulösen, seine Gegner, die ihn auszischen und beschimpfen, nicht würdig sind“. Um eine Erklärung für diesen Stimmungswechsel gegenüber Nikolai war diesem Rezensenten ebensowenig bange gewesen,

1) 1797, 22/23. — 2) 1797, 63.

wenn er meint, daß man in Reisebeschreibungen noch nie Infallibilität gefunden habe und darnach den Wert eines Literaten nicht messen könne.

Doch gar bald war dieser allzu heiße Zorn verraucht. Schon einige Wochen darauf<sup>1)</sup> bespricht man wieder in ganz beruhigter Stimmung die „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach“ und findet darin „eben keinen Überfluß an Wig“, aber lobt den Verfasser, daß er alle Grobheiten vermieden habe, von welchen selbst die „Kenienmacher unter Schillers Panier“ nicht ganz freizusprechen wären. Zu Ende des Jahres hat man sich aber mit seinem Schicksale bereits völlig ausgesöhnt. Mit sichtlichem Humor betrachtet man jetzt wieder die Gegenzenien und Epigramme im Kenienstreite als „eine Art von Broterwerb für dürftige Schriftsteller“ und blickt auf die Kenien selbst wie auf Unglücksfinder zurück, die nicht einmal so schlimm wären als die Parodien auf dieselben, von denen unter einem<sup>2)</sup> fünf Stück, darunter die schon genannte des „alten Peleus“, den Spott des Rezensenten erfahren. Den Schluß dieses ganzen Streites macht endlich die Bitte an die Götter, sie mögen geben, „daß wir nie wieder Kenien zu lesen bekommen, noch mehr aber mögen sie uns vor dergleichen Piecen — wie die Gegenschriften — schützen und bewahren“.

Auch Herr Nikolai sinkt wieder von seinem hohen Throne herab; bald zeigen die Rezensionen,<sup>3)</sup> daß man von ihm keine bessere Meinung hat als vor den Kenien, und wirft ihm ganz offen vor, daß er mit Scheelsucht gegen alle verdienten Männer losziehe, um sie in der Achtung des Publikums herunterzusetzen. Ein Rezensent<sup>4)</sup> nennt ihn sogar ein „altes Weib“, das über ein Nichts fortklatschen kann, mit dem aber kein Mann sich mehr abgeben sollte. Das einzige Werk, wofür man ihm schließlich noch Dank weiß, ist seine „Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer“, weil er sich Mühe gegeben habe, die üblen Sagen über den Orden zu entkräften.<sup>5)</sup>

Nach dieser Abschweifung kehren wir nun zu Schiller selbst und seinen großen Dramen zurück.

„Don Carlos“, das Ergebnis der Entwicklungszeit Schillers, der Idee nach zu den Werken des „Sturmes und Dranges“, seiner Form nach bereits zu den klassischen Meisterdramen gehörig, fällt in seinem Erscheinen schon in die Zeit vor unserer Literaturzeitung. Dieses Stück ist in Salzburg sehr bald bekannt geworden, denn schon im ersten Jahrgange der Zeitung finden wir in derselben ein Zitat aus dem Drama und ebenso erlebte es auf dem Hoftheater am 17. Februar 1797 eine

1) 1797, 75. — 2) 1797, 128. — 3) 1799, 5. — 4) 1802, 133. — 5) 1806, 101.

— vielleicht nicht die einzige — Aufführung. So glaubt auch der Rezensent der neuen Auflage vom Jahre 1802 nicht auf Einzelheiten eingehen zu müssen, sondern über das Stück im allgemeinen sprechen zu dürfen. Dabei stellt er eine für seine Auffassung der Entwicklung der deutschen Literatur sehr bezeichnende Übersicht über die größten deutschen Dramatiker an die Spitze: „Lessing, Goethe und Schiller werden mit Recht als die größten deutschen Dramatiker auch vom Auslande betrachtet werden. An Vollendung und deutscher Eigenart scheint mir Lessing der erste; im Plane und in der Beherrschung des Ganzen Goethe; an Detailschönheit, Kraft, Größe und Neuheit der Gedanken unstreitig Schiller: bei keinem deutschen Dichter lassen sich so tief eingreifende und erschütternde Stellen auffinden, wie bei ihm und wie die ästhetische Kritik unter den Briten immer den Shakespeare als Maßstab der Vortrefflichkeit aufstellt, so wird dies über kurz oder lang bei uns mit Schiller der Fall sein . . . . In seiner Poesie wie in seiner Prosa wälzt er da, wo es den Ausschlag gilt, einen Gedanken so lange nach verschiedenen Richtungen, bis ringsum elektrisches Feuer von ihm ausgeht und der fühlende Leser sich in eine ähnliche Begeisterung mit dem Dichter versetzt sieht . . . . Nicht selten stößt man auf Stellen, daß man an das Wort Knigges denken muß, daß Schiller vielleicht das größte Genie unseres Zeitalters sei.“<sup>1)</sup>

Alle Aufmerksamkeit verdient die Rezension des „Wallenstein“ nicht nur um ihrer selbst willen, sondern weil ihr in Oberdeutschland ein Urteil aus der Feder des schon genannten Philosophen Johann Jak. Wagner, eines Anhängers der romantischen Schule, gegenübersteht, die Schillers Dichtungen nicht nur als bloße Nachahmungen Goethe'scher Kunst hinzustellen sich bemüht, sondern die Wallenstein-Tragödie selbst als einen gänzlich verunglückten Versuch, ein großes lebenvolles Gemälde darzustellen, betrachtet.<sup>2)</sup> Dagegen heißt es aber in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“: „Es ist ein Charakterzug des Schiller'schen Geistes, (so wie aller großen Schriftsteller überhaupt,) daß er sich seines Stoffes schon mit Adlerkraft ganz bemächtigt hat, wenn er den Griffel zur Ausführung ansetzt. Dies gilt von seinen poetischen und prosaischen Werken: und ganz vorzugsweise von diesem Wallenstein. Aus jeder Szene, aus jeder Äußerung der flüchtigsten Nebenperson springt diese monarchische Herrschaft über sein Thema hervor. Man merkt es deutlich, wie viel er

<sup>1)</sup> 1802, 47. — <sup>2)</sup> Über diese Rezension Wagners in Bierthalers Literaturzeitung für Salzburg in meinem Aufsatz über „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen in Salzburg“, Seite 18 ff. (Als Rezensent nennt sich Wagner in einem Briefe an Bierthaler.)

unterdrückt, wie viel er uns noch hätte zum besten geben können, wenn es die Ökonomie seines Planes erlaubt hätte. — Ohne eine solche alles umfassende Herrschaft läßt sich auch weder von dem Künstler noch vom Schriftsteller je ein echtes Meisterwerk erwarten“.

„Wer da glaubte, daß Schillers Genius seit dem „Don Carlos“ erschöpft und zur Prosa herabgestiegen sei — der irrte sich sehr: denn er hat seit vier Jahren in seinem Musenalmanach und in seinen Horen, jetzt mit diesem „Wallenstein“ Dichterwerke aufgestellt, die mit den gelungensten seiner Jugendwerke wetteifern. An Stelle des Kühnen, Leidenschaftlichen ist jetzt Wahrheit, ruhige Schönheit, attische Feinheit und Lebensphilosophie getreten. — Der Charakter dieses Gedichtes besteht in einer gewissen, fast durchgehends herrschenden Jovialität und Leichtigkeit, in einer gewissen Deutlichkeit und herzlichen Naivetät, verbunden mit einem trefflich getroffenen martialischen Air und einer tiefen, herzergreifenden und Tränen auspressenden Empfindung, meist Eigenschaften, die in den früheren Schauspielen dieses Verfassers eben nicht herrschend sind. Dieser Charakter erstreckt sich sogar auf die Sprache, welche viel leichter, natürlicher, ungezwungener ist, als im „Fiesko“ und „Carlos“ und sogar hier und da in absichtliche Nachlässigkeit ausartet. Manche Szenen sind so, daß man sich unmöglich erwehren kann, an Goethes Manier zu denken: besonders trägt „Wallensteins Lager“ diesen Stempel so auffallend, daß man im Beginnen des Lesens Goethes jovialische Muse leidhaftig zu hören glaubt. Dies verliert sich jedoch, sowie der Ernst der Handlung anhebt, und wir erkennen gleich in den ersten Szenen der „Piccolomini“ die genialische tief ergreifende Schiller'sche Manier, die in und außerhalb Deutschland längst bekannt ist und in ganz eigener Glorie strahlt“.

Im folgenden geht der Rezensent dann mit großem Interesse auf die einzelnen Personen ein, zeigt, wie Wallenstein, im ersten Stücke noch schwankend und sich seine Freiheit offen haltend, von der Gräfin Terzky zur Tat gedrängt wird,<sup>1)</sup> und nun man den großen Mann in Bewegung, ihn größer und größer werden sieht, je mehr ihm Hilfsmittel von außen abgeschnitten werden und er genötigt ist, in die Tiefen seiner eigenen Seele hinabzusteigen.

Besondere Sorgfalt wendet er natürlich auch Max und Thekla zu, und die Szene zwischen ihr und dem schwedischen Hauptmanne, der Maxens Heldentod schildert, gilt ihm unstreitig als die rührendste im

<sup>1)</sup> Er muß also eine Theaterhandschrift kennen, wo das erste Stück noch mit Tod II schloß.

ganzen Werke. Verhältnismäßig am schwächsten schien ihm die Schlußszene zwischen Oktavio und der Gräfin, da sie bei ihm — beim Lesen wenigstens — die aufgewiegelte Leidenschaft dämpfte, statt zu steigern, so daß er den letzten Eindruck nicht progressiv empfand.

Zum Schlusse faßt er noch zusammen: „Von den „Räubern“ bis zu diesem „Wallenstein“ sind es immer wildgroße revolutionäre Gegenstände gewesen, worüber Schillers Genie gebrütet und die er wie bliggespaltene Felsen aufgereiht hat. Ein solcher dreigezackter, immer höher ansteigender Fels ist dieser „Wallenstein“ — die gewaltige Arbeit mehrerer Jahre, dessen Dauer und Festigkeit mithin auch seinem langsamen Aufbaue entsprechen wird. Wie Miltons Geist so liebt dieser das Große, das Ungeheure, das Grauerweckende und ist auch nie glücklicher, als wo er es auseinanderfaltet und dem weitgeöffneten Auge und dem schwindelnden Sinne nahebringt. Cromwell, sollte man meinen, müßte ein festlicher Stoff für ihn sein.“<sup>1)</sup>

Kürzer können wir uns über die Rezension der „Maria Stuart“ fassen, wozu ich nur vorausschicken will, daß in Oberdeutschland, insbesondere in Salzburg der äußere Erfolg dieses Dramas vielleicht der größte war; denn kaum zufällig dürfte am 26. Mai 1805, d. i. am Tage, nachdem die Todesnachricht Schillers nach Salzburg gekommen war, und ebenso am 12. November 1807, also zwei Tage nach dem Geburtstage des Dichters, gerade beidemale dieses Stück auf dem Theater gespielt worden sein, wie auch Wagner in der „Literaturzeitung für Salzburg“ — wenn gleich nicht ohne Rückhalt — sich über „Maria“ weit mehr zugunsten des Dichters ausspricht.

Unsere Literaturzeitung lobt nun als ersten Vorzug vor den übrigen Stücken, daß Schiller hier den Stoff beschränkt, von Anfang an die Grenzen enger gezogen und einen Teil der außerhalb liegenden Handlung den Personen in den Mund gelegt habe. „Sentenzen enthält das Stück zu seinem Vorteile weniger als ‚Wallenstein‘; die Diktion ist ungefähr dieselbe: leicht, angenehm, oft stark und poetisch. Nur die Schnellkraft, welche die früheren Werke Schillers so auffallend charakterisiert, die gleichsam den Gegenstand durchhauende Schneide scheint hier zu fehlen. Übrigens — schließt der Rezensent — darf man unserer Nation und Literatur Glück wünschen, daß dieses Genie in seiner eigentlichen Sphäre, im hohen Drama, eine Stufe von Vollkommenheit und Ruhm zu erreichen im Begriffe steht, wie sie noch keinem Deutschen zuteil ward.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> 1800, 90. — <sup>2)</sup> 1801, 80.



Ebenso wird auch die *Macbeth*-Übersetzung die glücklichste Bearbeitung dieser „schauerlichen und regellofen Ausgeburt eines der größten Dichter seiner Zeit“ genannt, von der der Rezensent für sich selbst allerdings gewünscht hätte, daß solche Greuelthaten überhaupt nicht auf die Bühne kommen sollten.

„Man weiß bereits“, beginnt die Rezension der „Jungfrau von Orleans“, „daß diese Tragödie Schillers auf dem Theater am stärksten wirkt und besonders zu Berlin durch eine ausgezeichnete Aufführung Glück gemacht hat“.

Der Rezensent zeigt nun, daß das ganze Stück auf theatralischen Effekt berechnet sei, und Schiller, dessen Stücke auf dem Theater bisher verloren hätten, es verstanden habe, sich auch dieses Vorteils zu bemächtigen; dazu komme noch, daß diese *Johanna* weit mehr im Geschmacke der Zeit geschrieben sei, da weit mehr rasche Abwechslung und Mannigfaltigkeit und weit mehr Wunderbares und Romantisches vorkomme: „Diese Mannigfaltigkeit“, sagt er, „ist schuld, daß Schiller nur wenige Charaktere so ausführen konnte, wie man es sonst von seinem Griffel gewohnt ist. *Dunois*, der *Burgunder*, *Talbot*, *Johanna* und die sanfte *Sorel* verraten am meisten die verweilende Hand ihres Urhebers“. Im folgenden legt er den Gang der Handlung dar; alles gilt ihm als wunderbare Komposition, nur *Johannas* Tod hält er für eine zu harte Strafe für eine bloße Regung des menschlichen Gefühles, so daß die Katastrophe dem Herzen, das in dieser Tragödie mehr als in einer anderen dieses Verfassers in Anspruch genommen werde, schneidend wehe tue.

Im einzelnen sieht er in der Schilderung der Schlachtscenen ganz homerische Art, nicht nur dem Geiste, sondern auch den Formeln und Ausdrücken nach. Mit Recht erkennt er in dem Gedichte „*Frommer Stab . . .*“ die schönste lyrische Stelle des ganzen Werkes und ebenso nennt er die Sterbeszene des *Talbot* eine der stärksten und wahrsten, die Schiller je geschrieben habe.

Zum Schlusse gibt er der Hoffnung Ausdruck, daß solche Stücke, wie von „*Don Carlos*“ bis zu diesem, im Geiste Shakespeares und der großen Alten gearbeitet, unsere besten dramatischen Köpfe wecken und „das deutsche Theater allmählich auf jene Höhe bringen werden, auf welcher das englische unter *Garrick* stand“.1)

Auch bei dieser Rezension hielt ich es für wichtig, die Auffassung unserer Literaturzeitung möglichst deutlich zu zeigen, da eben dieser die

1) 1802. 22.

Bierthaler'sche Literatur-Zeitung mit der eingehenden und mit allem Aufwande von kritischem Scharffinne durchgeführten Rezension von Wagner gegenübersteht, die in den Worten gipfelt: „Schiller ist nicht Dichter“,<sup>1)</sup> doch einen Fortschritt, namentlich gegenüber Wallenstein, nicht verkennen will. Denn trefflich, sagt er, ist der König geschildert und ebenso schön erscheint das liebende Weib in Sorel; die Charaktere von La Hire und Dunois würden sich trefflich in das Ganze fügen, wenn nur der Künstler das Ganze nicht vernichtet hätte.

Ungünstig indes auch von der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ beurteilt ist die Bearbeitung der Turandot, des tragikomischen Märchens nach Gozzi, worüber ich mich ganz kurz fassen will. „Wir können nicht sagen, daß uns beim Lesen nur eine Stelle ergriffen hätte“, heißt es darüber in unserer Zeitung;<sup>2)</sup> „Scherz und Ernst sind so widerlich gemengt, daß ein beginnender Eindruck sogleich durch den anderen verwischt wird. Und Scherz als herrschender Charakter eines Produktes wird nie Sache unseres ersten Tragicers sein“. Also nur dieses einzige Stück wird abgelehnt; Schillers Dichteransehen bleibt dadurch ungeschwächt, wieder im Gegensatze zu der Rezension in den „Süddeutschen pragmatischen Annalen zur Literatur und Kultur“, der nur ein Jahr lebenden Nachfolgerin von Bierthalers Zeitung, welche den Schiller jede dichterische Kunst absprechenden Standpunkt unbedingt festhält.<sup>3)</sup> Im übrigen kann ich aber dazu bemerken, daß die „Turandot“ trotzdem in Salzburg am 9. September 1807 eine Aufführung erlebte.

Wir wollen endlich über die beiden letzten Meisterdramen die Urteile der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ vernehmen. Die „Braut von Messina“ scheint dem Rezensenten unter allen Schiller'schen Trauerspielen am meisten Poesie, Schwung und lyrische Begeisterung zu enthalten. „Ganze Szenen“, sagt er, „sind in einem Taumel von Trunkenheit gedichtet und reißen den Leser mit der Gewalt des unsterblichen Achilos fort“. Für die Chöre zeigt man mehr Bewunderung als Verständnis: „Den Geist seiner Zeit hätte der Dichter mehr befriedigt, wenn er statt des Chores eine Reihe von Rittern mit diesen Charakteren hätte auftreten lassen“.

Übrigens scheint aber der Rezensent — wenn er das Gedicht mehr für ein lyrisches Chorstück als für ein aufführbares Drama hält und meint, so viel die Dichtung, so wenig dürfte das Theater gewonnen haben — mit seiner Ansicht, wenigstens in Salzburg, kaum durchgedrungen sein;

<sup>1)</sup> Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen in Salzburg, S. 25 ff. — <sup>2)</sup> 1803, 18. — <sup>3)</sup> A. a. D. S. 30.

denn schon im Jahre 1805 fanden dort auf dem Hoftheater am 22. August und bald darauf am 20. September die ersten Aufführungen statt. Den Rezensenten ergriff am meisten die ruhige Szene zwischen Isabella und Diego gleich nach der Mordtat: „Desgleichen Kontraste kann nur das Genie hervorbringen!“ Mit der griechischen Form ist er aber gar nicht einverstanden und bedauert, daß Schiller dadurch nur auf wenige wirke; deshalb rät er ihm, seinen „Tell“, den man bereits angekündigt hatte, wieder in der Shakespeare'schen Manier zu dichten.<sup>1)</sup>

Als nun „Tell“ erschien, begrüßt es der Rezensent vor allem, daß Schiller die „für seine Zeit unpassende griechische Form“ wieder aufgegeben habe. „Nach Art Shakespeares“, sagt er, „der das enge Gehäuse des Aristoteles durchbrach und sich einen eigenen weltumfassenden Tempel eröffnete, drängte hier unser genialischer Landsmann eine Masse der wichtigsten Begebenheiten von mehreren Jahren zusammen, welche alle gleichwohl ein Faden der Haupthandlung zusammenhält. Andere fanden in diesem Drama bloß Koexistenz, wir aber die bündigste Sukzession, den abgemessensten Zusammenhang darin“. Die Szenen — meint er — sind nicht bloß aneinandergereiht, wie in manchen Stücken von Kobergub, sondern sind überall motiviert; sie werden von uns erwartet, folgen sehr ungesucht und natürlich auseinander und er wüßte kein fremdartiges Element in dem Stücke als etwa die Erscheinung Parrizidas in Tells Hause, die er aber damit entschuldigt, daß sie für die Folge entscheidend sei und durch ihre Wahrheit und erschütternde Kraft ihre Heterogenität vergessen mache.

Er durchläuft nun das Ganze in der Absicht, zu zeigen, wie das Stück durchgehends mit eben dem Fleiße und der Sachkenntnis angelegt und mit derselben Wärme und Begeisterung durchgeführt ist wie „Don Carlos“, „Wallenstein“ und „Maria“, wie manche Szenen ergreifen, Tränen entlocken, erschüttern und Schrecken erwecken. Durch die eingehende Besprechung aller hervorragenden Stellen glaubt er am besten gezeigt zu haben, daß dieser „Tell“ neben dem „Wallenstein“ das größte und beste Werk Schillers sei, weil diese Werke am deutlichsten seine monarchische Herrschaft über den Stoff zeigen, und nicht zum geringsten, weil Schiller als der größte deutsche Dramatiker in diesen Stücken einen urdeutschen Stoff behandelt hat.<sup>2)</sup>

Den Abschluß dieser Urteile über Schiller möge die Erwähnung einer allegorischen Huldigung des Dichters durch die aus der Unterwelt empor-

<sup>1)</sup> 1803, 96. — <sup>2)</sup> 1805, 6.

fteigenden Schatten der von ihm verewigten Gestalten bilden: „Schillers Feier: Seinen Manen durch seinen Geist“, eine auf mehreren größeren Theatern aufgeführte Dichtung, deren Ankauf unsere Literaturzeitung ganz besonders mit dem Hinweise darauf empfiehlt, daß der Ertrag der Schrift zur Errichtung eines großen Denkmals der Dankbarkeit der ganzen Nation verwendet werde.<sup>1)</sup>

Bevor wir jedoch zu den weniger bedeutenden Zeitgenossen der Klassiker übergehen, wollen wir noch etwas nachtragen, was wir bei den einzelnen Dichtungen bisher ganz außeracht gelassen haben: Die metrischen Bemerkungen unserer Rezensenten. Es ist nicht viel, was sich aus der Literaturzeitung entnehmen läßt, aber gerade hinreichend, damit wir uns eine allgemeine Vorstellung von dem metrischen Gefühle unserer Rezensenten machen können. Besonders erfreuliche Beobachtungen sind allerdings nicht zu machen. Schon ein Blick in die beiden Musenalmanache von Salzburg zeigt eine außerordentliche Genügsamkeit in metrischen Forderungen und die Rezensionen lassen die Starrheit und Ungelenkigkeit im Lesen schwierigerer Stellen nicht verkennen. Stellen wie „Und wie's im Orig'nali . . .“ oder: „Zum Kap'tulieren brachte . . .“ aus Blumauers travestierter Keneis will der Rezensent überhaupt nicht als Verse lesen können<sup>2)</sup> und an dem Distichon vom besten Staate:

„Woran erkenn ich den besten Staat? woran du die beste  
Frau kennst, daran mein Freund, daß man von beiden nicht spricht“

findet er ebenfalls, daß die erste Hälfte dieser Zeile „etwas unmetrisch geraten“ sei.

Ganz besonders ablehnend verhält man sich gegen die kunstreichen Metren, wie insbesondere gegen das Sonett und die Stanze. Fürs erste hält der Rezensent der Gedichte Bürgers das Sonett für beinahe in Vergessenheit, wenigstens in Vernachlässigung geraten und nennt es in einem feine rechte Achtung verratenden Tone eine durch Bürger neu aufgesteckte Fackel, „an der sich unsere Dichterlinge ihre Flügel verbrennen“ werden. Es mangelt diesem Rezensenten aber nicht bloß jedes Gefühl für die Formenschönheit des Sonettes, sondern er hält es für einen bloßen Zwang der Worte und daher diese Gattung nicht empfehlenswert. Besonders Bürger, der als der Meister im Sonette von Schlegel in einem solchen gepriesen wurde und überhaupt als einer der besten Sonettendichter anerkannt ist, kann keinen rechten Beifall ernten und der Rezensent „muß

<sup>1)</sup> 1806, 141. — <sup>2)</sup> 1788, 146.

gestehen, daß er Herrn Bürger, so sehr er seine übrigen dichterischen Talente verehrt, eben nicht für den glücklichsten Sonettendichter hält“. Ein wenig günstiger sind Schlegels Sonette rezensiert. Das in der Vorrede zu den Gedichten Bürgers eingeschaltete Schlegel'sche Sonett scheint ihm alle Bürger'schen zu übertreffen, doch schon bei der Besprechung der „Poetischen Blumenlese“ auf das Jahr 1791 bedauert man geradezu, daß „Herr Schlegel sich ganz in Tändeleien mit Sonetten verliebt zu haben scheint“.

Ähnlich urteilt man über die Stanze, namentlich bei Übersetzungen aus dem Italienischen; zwei Gründe nehmen den Rezensenten gegen diese Strophe ein: Einerseits sieht er in der Anwendung der Stanze im Deutschen eine große Schwierigkeit für den Übersetzer und fürchtet, daß man der Sprache durch diese schweren metrischen Fesseln zu viel Zwang antun müsse, außerdem zweifelt er, ob dieses Metrum unserer Sprache ebenso anstehe wie der toskanischen, oder — fragt er weiter — „sollte der dreimal wiederkehrende Reim im Deutschen ebenso euphonisch sein wie im Italienischen?“

Man möchte nun meinen, das Ebenmaß des Alexandriners müßte so recht nach dem Geschmacke und Gehör dieser Rezensenten sein. Aber auf diesen Vers blickt man als auf ein völlig aus der Mode gekommenes Metrum zurück. So heißt es darüber gelegentlich des schon erwähnten Schlegel'schen Lehrgedichtes „Der Unzufriedene“: „In jenen und auch noch in späteren Zeiten schrieb man fast alle poetischen Schau- und Trauerspiele, Lehrgedichte und überhaupt alle poetischen Stücke von größerem Umfange in Alexandrinern. Herr Schlegel wählte also auch dieses Silbenmaß. In den neueren Zeiten bedient man sich lieber eines freieren Metrums, um dem Ohr, das durch die immer an einem Fleck stehenden Cäsuren allmählich ermüdet wird, besser zu gefallen; darüber verlor aber der Alexandriner unverdienter Weise fast ganz sein Bürgerrecht in der poetischen Welt“.

Denselben Wunsch nach Abwechslung treffen wir in den Bemerkungen über den Blankvers wieder, den man seiner Natur nach träge nennt, der nur unter Schillers Hand Leben gewinnen könne. Vollends, „dem sonst so schwerfälligen Jambus nicht nur Bewegung, sondern, da wo glänzende Stellen vorkommen, sogar eine gewisse Raschheit und Gewandtheit, die man ihm nie hätte zutrauen dürfen“, zu verleihen, hält man nur für eine Errungenschaft Goethe'scher Kunst, die man bei der Übersetzung des „Lankred“ bewundert. Und doch ist man mit der Abwechslung, die Schiller in der „Maria Stuart“ bringt, nicht einverstanden, denn darüber schreibt

der Rezensent: „Dieses Drama ist wie ‚Carlos‘ und ‚Wallenstein‘ durchgehends in Jamben verfaßt, nur sind in den Monologen und pathetischen Auftritten bald mit mehr, bald mit weniger Glück und Wirkung Reime eingewebt, die zwar als eine Auffrischung des fünffüßigen Jambus gelten können und eine gewisse Feierlichkeit und Überraschung bringen, an anderen Stellen aber, wie beim Tode Mortimers, das tragische Pathos stören, weil sie zu sehr an sich erinnern und den freien Strom der Gedanken und nicht selten sogar die Energie und Kürze des Ausdruckes lähmen“.

Noch weniger Verständnis bringt man dem Knittelverse entgegen, wie dies die Worte in der „Wallenstein“-Rezension zeigen: „Unmöglich können wir uns überreden lassen, daß der deutsche Knittelreim auf dem ernstesten Theater eine gute Wirkung tun dürfte, wenn er auch noch so sorgfältig deklamiert wird. Die Worte sind öfter zu possierlich verstellt, als daß nicht die Illusion notleiden sollte“, eine Bemerkung, die sich erklärt, wenn er die Worte in das starre Schema pressen wollte.

Mit dem freien Versmaße in den Chören der „Braut von Messina“ weiß man endlich durchaus nichts anzufangen, man findet sie nicht bloß sehr schwer, sondern behauptet, manche Zeile wäre gar nicht zu skandieren und „die kurzen Reime hindern mehr den tragischen Effekt, als daß sie ihm das Mindeste zugäben“.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu unserer Aufzählung zurück.

Sehr hohes Ansehen genießt auch in unserer Literaturzeitung der von allen seinen Zeitgenossen weit über das Maß seiner Kunst geschätzte Matthison. Er wird als einer der wenigen Dichter gerühmt, die nur nach reifster Durcharbeitung und Ausfeilung ihre Gedichte herausgeben, die daher auch einzig seien an Wahrheit und Anschaulichkeit der Naturgemälde. Doch können wir sehen, daß die Zeitung nicht durchaus in gleicher Weise ihn lobpreist. Schon im ersten Jahrgange muß er sich gelegentlich mit der Bemerkung begnügen, daß seine poetischen Verdienste sich weit über das Mittelmäßige erheben, und wenn man auch dann wieder seinen „reinen mit ruhiger Weisheit gepaarten Biedersinn rühmt, der das Herz des unverdorbenen Lesers unwiderstehlich ergreifen müsse“, so möchte der Rezensent doch in seinem entnerzten Zeitalter dergleichen weiche und schmelzende Töne nicht zu oft hören. Ebenso wie man Matthisons Darstellung leicht und gefällig findet, erkennt man deutlich die Schranken seiner dichterischen Begabung, wenn man ihn warnt, sich ins Gebiet der höheren Dichtung zu versteigen, denn seine sanfte Empfindung und

sein abgemessener Ideengang verträgen sich nicht mit dem Schwung der hohen Ode“. In späteren Jahren aber stimmt man (eine Wirkung von Schillers Kritik) aus voller Kehle mit ein in die allgemeinen Lobeshymnen auf diesen Dichter, „dessen Namen ganz Deutschland mit Entzücken nennt, dessen Namen schon längst im Tempel des Helikon glänzt und den ein neues Lob nur entehren würde“. <sup>1)</sup> In dieser Stimmung ist auch die „Lyrische Anthologie“ als ausgezeichnete Sammlung der besten Gedichte aus den Jahren 1616 bis 1777 gepriesen, da diese in einem so verklärten Gewande erschienen, wie eben nur ein Matthison verklären könne.

Als sehr begabter Dichter, von dem man gerne nur vollendete Kunstwerke sähe, der aber gerade deswegen unsere Rezensenten enttäuscht, gilt Blumauer, an dem man nur die nicht selten durchbrechende Frivolität tadelt. Schon im ersten Jahrgange nimmt man Anlaß, den trefflichen satirischen Zug und die Originalität Blumauers hervorzuheben, wenn man auch auf einzelne Witz und Vergleiche nicht recht eingeht, und deutlich zeigt sich auch einige Jahre später <sup>2)</sup> das große Gefallen an der Manier dieses Wiener Schriftstellers.

Ebenfalls in gutem Rufe und Ansehen stehen Heidenreich und Rosgarten. Namentlich letzterer scheint ein Liebling unserer Rezensenten zu sein. Seiner Napoleonrede ist bereits in anderem Zusammenhange gedacht worden; von seinen dichterischen Werken ist schon 1789 (132.) die „Psyche, ein Märchen des Altertums“, sehr beifällig aufgenommen und die anderen Werke, wie z. B. die Übersetzung des „Freudenjüngling“ aus dem Englischen des Pratt, oder die „Rhapsodien“ <sup>3)</sup> werden gleichfalls zum Ankaufe warm empfohlen.

Über Rozebue, den Beherrscher der deutschen Bühnen, werden wir von vorneherein gute Urteile erwarten. Auch an seiner Person nimmt die Zeitung großen Anteil und verfolgt sein Schicksal mit nicht geringerer Aufmerksamkeit als das der Klassiker und nächsten Angehörigen aus dem Kreise der Mitarbeiter. Bei der Besprechung von „Menschenhaß und Reue“ ergreift der Rezensent sofort die Gelegenheit, den Verfasser dieses „vortrefflichen Produktes“ aufs beste in die Zeitung einzuführen. „Herr Rozebue“, heißt es, <sup>4)</sup> „verrät großes Talent fürs Theater und verdient, auf dieser Laufbahn mit lautem, freudigem Willkomm empfangen zu werden, und wir bitten Herrn Rozebue innig, unsere Bühne noch mit mehr so guten Stücken zu beschenken“. In dieser hohen Achtung bleibt er nun bestehen, trotz mancher Werke, die unsere Rezensenten auch zu tadeln genötigt sind.

<sup>1)</sup> 1803, 97. — <sup>2)</sup> 1791, 109. — <sup>3)</sup> 1790, 22 u. 46. — <sup>4)</sup> 1789, 137.

Schon bei der eingehenden Behandlung der Novelle „Adegerte, Königin von Norwegen“ enthält man sich eines eigentlichen Urteils,<sup>1)</sup> und eine Arbeit, wie die Herausgabe von Musäus nachgelassenen Schriften, hält man überhaupt unter der Würde eines Kockebue. Die nun folgenden zahlreichen Schauspiele bestärken die gute Meinung, wie „Bruder Moriz, der Sonderling“, die „Sonnenjungfrau“ und „Das Kind der Liebe“<sup>2)</sup> und ebenso später die Erzählungen, „Die jüngsten Kinder meiner Laune“, in denen man die Menschenkenntnis und Begabung für satirische Darstellung ihrer Thorheiten wie in allen Stücken Kockebues nicht verkennen kann“. Dazwischen fallen allerdings einige Stücke, wie „Der weibliche Jakobinerklub“<sup>3)</sup> und „Die Spanier in Peru“, die man nicht anders als ein schlechtes Zeug mit widerlichen Szenen nennen kann; aber weder diese noch vier weitere Stücke, die man „ganz unter der Würde eines Kockebue“ hält und „die drucken zu lassen, er sich hätte schämen sollen“,<sup>4)</sup> vermögen sein Ansehen zu erschüttern, denn schon werden bald darauf vier neue Stücke,<sup>5)</sup> darunter „Die silberne Hochzeit“ wieder mit ungeteiltem Beifalle aufgenommen, bis endlich beim Erscheinen des „Wallenstein“ unserm Rezensenten ein Unterschied zwischen den Stücken Kockebues und diesem Werke aufzudämmern beginnt. Doch gilt Kockebue nach wie vor als Liebling so vieler aus- und inländischer Bühnen, als ein in ganz Europa wegen seiner dramaturgischen Verdienste berühmter Mann, der „auch von Seiten seines Herzens schätzbarer“ sei, als manche glauben, und dem man nur aus Neid manches aufzubürden sucht.<sup>6)</sup> Wenn auch kurz vorher „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ wieder einmal nicht den Beifall des Rezensenten hatte finden können,<sup>7)</sup> so ist gleich darauf in zwei Rezensionen<sup>8)</sup> die „Oktavia“ als eine der schönsten Früchte des „an großen Bildern, hinreißenden Szenen und starken Gedanken unererschöpflichen Kockebue“ gepriesen. Erst in den letzten Jahren beginnt man an seiner Größe zu zweifeln, findet gelegentlich,<sup>9)</sup> daß seine Machwerke durch die vielen konventionellen Theaterkniffe die Erfolge erzielten, und erkennt endlich bei der Besprechung des Schiller'schen „Tell“, daß Kockebues Werke, in denen die Auftritte ohne inneren Zusammenhang nebeneinander gereiht sind, im Vergleiche zu solchen Werken wie das genannte ganz elende Machwerke sind.

Nicht von Anfang an eines so guten Namens wie Kockebue erfreut sich Iffland. Noch zu Beginn der Neunzigerjahre gilt er durchaus nicht als besonderes dramatisches Talent. Weder sein Lustspiel „Figaro in

<sup>1)</sup> 1790, 155. — <sup>2)</sup> 1791, 53. — <sup>3)</sup> 1791, 132. — <sup>4)</sup> 1797, 151. — <sup>5)</sup> 1799, 78. — <sup>6)</sup> 1802, 131. — <sup>7)</sup> 1802, 6. — <sup>8)</sup> 1802, 12, 22. — <sup>9)</sup> 1803, 98.



Deutschland<sup>1)</sup> noch das Trauerspiel „Die Rofarden“<sup>2)</sup> können als dramatische Produkte Beifall ernten, aber um die Mitte dieses Jahrzehntes steigt sein Ansehen rasch empor. Schon 1793 (27.) heißt die „Verbrüderung“ ein feines Waters würdiges Kind und bei der Besprechung von „Alte und neue Welt“, „Scheinverdienst“ und „Allzu scharf macht scharf“<sup>3)</sup> erwartet man von Jffland nichts anderes mehr, als in dramatischer und moralischer Beziehung ausgezeichnete Schauspiele, wie ein Jahr darauf<sup>4)</sup> sieben weitere Schauspiele und endlich der „Almanach fürs Theater“ auf 1808 als sehr empfehlenswerte Leistungen des „einzigsten“ Jffland genannt werden, so daß man mit Freuden den folgenden Werken entgegenfieht.

Ganz besondere Hochschätzung genießt Vulpius, der vor allem als hervorragender Dramatiker gilt. Seine Lustspiele „Männer der Republik“<sup>5)</sup> und „Sie konnt's nicht übers Herz bringen“<sup>6)</sup> wünscht der Rezensent auf allen Bühnen aufgeführt. Ebenso zählt er „Der Liebe Lohn“,<sup>7)</sup> das Vorspiel „Der glückliche Tag“<sup>8)</sup> und die Operette „Das rote Käppchen“<sup>9)</sup> unter die guten neuen Schauspiele und nimmt bei seinem „Graf Benjowsky“,<sup>10)</sup> an, daß das Stück in der Eile geschrieben sein müsse, da es sonst besser hätte sein müssen, worauf Vulpius selbst im „Literarischen Anzeiger“ erwidert, daß er eine Fortsetzung dazu schreibe, übrigens der rasche Schluß, den der Rezensent getadelt habe, bei einer Aufführung die Wirkung nicht verfehlt habe.<sup>11)</sup> Über die „Neubearbeiteten Opern“ will der Rezensent<sup>12)</sup> nicht so scharf ins Gericht gehen, weil Opern, wie man allgemein wisse, als Dramen minderwertig seien; nur will er einem Vulpius „als einem so guten Schriftsteller“ einige leicht zu vermeidende Sprachunrichtigkeiten nicht verzeihen. Besonderen Dank erntet Vulpius für die Bearbeitung des Textes zur Mozart'schen „Zauberflöte“, denn der von Schikaneder geschriebene Text hatte bei unseren Mitarbeitern mannigfachen Widerstand und starke Mißbilligung erfahren. Zu den tatsächlichen Mängeln dieses Textes war noch persönliche Gegnerschaft zu Schikaneder getreten, die sich deutlich bei der Rezension seines Schauspieles „Philippine Welferin“ zeigt und hauptsächlich gegen die Geistermaschinerien und Narrenspoffen richtet. So klagt man bitter, daß bei diesem Texte um die Mozart'sche Musik schade sei, und lobt nun Vulpius, dem es gelungen sei, einen Plan in die Handlung zu bringen, Unsinniges aus dem Texte zu tilgen und den Dialog neu zu gestalten, so daß man

<sup>1)</sup> 1790, 79. — <sup>2)</sup> 1791, 141. — <sup>3)</sup> 1796, 151. — <sup>4)</sup> 1797, 130. — <sup>5)</sup> 1788, 11. — <sup>6)</sup> 17-8, 12. — <sup>7)</sup> 1788, 56. — <sup>8)</sup> 1789, 83. — <sup>9)</sup> 1792, 26. — <sup>10)</sup> 1792, 115. — <sup>11)</sup> Der zweimal von Vulp. ausgesprochene Wunsch, den Rezensenten kennen zu lernen, scheint unerfüllt geblieben zu sein. — <sup>12)</sup> 1793, 148.

diese Bearbeitung, welche die unveränderte Beibehaltung der Musik zulasse, zum ausschließlichen Gebrauche empfiehlt.

Auch die Romane von Vulpius sind in gleichem Maße beliebt; so bereiten „Fünf romantische Erzählungen vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini“ dem Rezensenten sehr angenehme Stunden und werden es anderen — so meint er — denen es nicht an Gefühl fehlt, auch gewähren.

Auf Vulpius lasse ich noch den nach dessen Muster schriftstellernden, zuletzt in Vielschreiberei ausartenden August La Fontaine folgen, der im allgemeinen sehr beliebt zu sein scheint. Er gilt geradezu als Schriftsteller, von dem man nur Gutes erwartet, und als solches lobt der Rezensent seine Erzählung „Die Gewalt der Liebe“<sup>1)</sup> und ebenso günstig ist als „eine artige Geschichte“ „Liebe und Dankbarkeit“<sup>2)</sup> aufgenommen, während man sich der Erzählung „Liebe um Liebe“ gegenüber kühler verhält und sie nur als mittelmäßiges Produkt bezeichnet.

Den Schluß unserer Betrachtungen sollen die Rezensionen der Dichtungen der Romantik bilden. Es wird sich dabei ein ähnliches Ergebnis herausstellen, wie bei den Urteilen über die Werke der diesem Kreise angehörigen Philosophen. Wie man es dort vermied, Schelling in die Regionen des abstrakten Denkens zu folgen, so kann man auch bei aller Vorliebe für romantisches Wesen dem übertrieben Zauberhaften und Phantastischen keinen Geschmack abgewinnen.

Vor allem stehen die Begründer der romantischen Schule, die Brüder Schlegel, in höchstem Ansehen. Ihr Name gilt schon seit den Zeiten der „Bremer Beiträger“ als in der deutschen Literatur berühmt und ein Teil des Ruhmes ihrer Vorfahren geht auf sie von vorneherein über. Von den Schriften beider Männer kommen hier ihre Übersetzungen in Betracht. Sofort wird Friedrich Schlegels Übersetzung der griechischen und römischen Klassiker mit zahlreichen Proben sehr lobend angekündigt und ebenso die Schrift über „Die Griechen und Römer“, die historisch-kritischen Versuche über das klassische Altertum, als die ausgezeichnete Frucht des unermüdlischen Bestrebens des Verfassers, den „Geist der Literatur zu heben und seiner Vollendung näher zu bringen“, mit der größten Anerkennung besprochen.<sup>3)</sup>

Von August Wilhelm Schlegel steht die Shakespeare-Übersetzung im Vordergrund des Interesses, durch welche man die bisher als beste anerkannte von Eschenburg überholt sieht, so daß man nun

1) 1793, 26. — 2) 1799, 13. — 3) 1800, 46.

diesem „des großen Dichters würdigen Meisterwerke“ entschieden den ersten Rang zuweist.<sup>1)</sup> Ebenso begrüßt man die Übersetzung der Schriften von Horatio Wapole als ein sehr angenehmes Geschenk, da man dadurch besonders über die Gegensätze zwischen David Hume und Rousseau wichtige Aufschlüsse erhalte.<sup>2)</sup>

Nicht ganz ohne Rückhalt ist Hölderlin's „Hyperion, oder der Eremit von Griechenland“ aufgenommen, jener Versuch, die antike Dichtung in empfindungstiefer Schwermut nachzubilden. Dem Rezensenten liegt ein Vergleich mit Ossian nahe und er gibt zugleich die Beschränkung des Urtheils, wenn er sagt, daß dieser Dichtung nur jene Geschmack abgewinnen könnten, die auch an Ossian Gefallen finden. Er selbst bewundert aber den edlen Stil, in dem alles gedacht und gefühlt ist, den tragischen Ernst der großen Massen und den kühnen Flug der Phantasie des Dichters.<sup>3)</sup>

In seiner Stellung als der eigentliche Dichter der Romantik ist Ludwig Tieck anerkannt. Von seinen Werken treffen wir zuerst „Franz Sternbalds Wanderungen“. Man erblickt in diesem Romane ein würdiges Seitenstück zu „Wilhelm Meister“ und als solchem eine Einkleidung für Ideen über Malerei und Maler. Für einen derartigen Roman gilt Tieck als der geeignetste Schriftsteller, da jeder, der ihn als Mitverfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ kennt, gerade ihn für den Berufensten halten müsse, über diese Kunst zu schreiben.<sup>4)</sup> Doch entgeht dem Rezensenten auch nicht der Fehler dieses Werkes, der Mangel an Komposition; denn er findet, daß darin sich Tieck von seinem Goetheschen Vorbilde am meisten entferne und daß namentlich durch die vielen eingestreuten Lieder das Ganze zerrissen werde. Bei der Besprechung der „Romantischen Dichtungen“ schränkt der Rezensent seinen Beifall aber noch mehr ein als bei Hölderlin's „Hyperion“. „Nur eines kleinen Kreises von Lesern“, heißt es,<sup>5)</sup> „und eines noch kleineren von Liebhabern werden sich diese Dichtungen zu erfreuen haben, da nicht jedem der Sinn und das Wohlgefallen an so phantasiereichen Dichtungen gegeben ist.“ Ich zweifle fast, ob der Rezensent sich selbst zu diesem kleinen Kreise rechnet, und glaube, er gehört mit zu den „manchen, die es dem Verfasser übel nehmen werden, daß er in seinem Zerbino eine Reihe von Autoren und Werken, die sich großer Berühmtheit erfreuen, zur Zielscheibe seiner Einfälle gemacht hat“. Doch rühmt er mit aufrichtigem Beifalle Tieck's reiche Ader von Witz, Geist, Laune und Gefühl und freut sich der Anmut in

<sup>1)</sup> 1799, 100 u. 115. — <sup>2)</sup> 1801, 43. — <sup>3)</sup> 1799, 127. — <sup>4)</sup> 1800, 5. — <sup>5)</sup> 1800, 46.

der Erzählung. Die Übersetzung des Don Quigote erntet ähnliches Lob wie einst die Arbeiten Wielands. Der Rezensent findet alle seine Erwartungen dadurch vollauf befriedigt, daß Tieck mit der Übersetzung ein neues deutsches Werk geschaffen habe, durch das alle älteren Versuche weit übertroffen wären.

Nicht so günstig lautet das Urteil über den von Schlegel und Tieck herausgegebenen „Tübinger Musenalmanach“, „dessen Inhalt so viel des Tröstlichen nicht bietet, als man gerade erwartet hätte“. 1) Von Tiecks Gedichten finden nur einige Gefallen, während die Romanzen fast durchwegs abfällig kritisiert sind, wobei sich der Rezensent besonders gegen die altertümelnden Formen und Wörter richtet.

Jean Paul (Richter), den schon in den Jahren 1793—95 die „Unsiehtbare Loge“ und „Hesperus“ zu einem allbeliebten Schriftsteller, namentlich zum vergötterten Liebling der Damen gemacht hatten, erscheint in der Literaturzeitung im Jahre 1800 bei der Besprechung des „Titan“. Doch hier ist die Stimmung nicht auf seiner Seite. Er gilt als schätzbarer Schriftsteller, eine für unsere Rezensenten verhältnismäßig sehr kühle Begrüßung, und im „Titan“ selbst „findet“ der Rezensent ausgezeichnete Stellen und Schilderungen, „wohl auch erträgliche Gedanken“, doch sind diese ihm zu selten. Dazu vermißt er einen Plan des Werkes und fürchtet sogar, daß Jean Paul seinen Ruhm überleben möchte, „denn der Verfasser“, sagt er, „hat recht gute Lust, seine Leser mit Langweile zu martern“, zum Schluß erklärt er entschieden, nicht in die Lobpreisungen einstimmen zu wollen, welche dem „Titan“ „einige Menschen“ erteilen werden, sondern entläßt ihn mit den Worten: „Ein luxurianter Kopf sollte die Selbstschmeichelei vermindern und an die Wahrheit glauben, daß nicht jede Wichtigkeit das Publikum interessiere und amüsiere“. 2)

Besser als seine eigenen Werke ist eine Chrestomathie aus seinen Schriften, „Jean Pauls Geist“, aufgenommen, in der man sich über die in den zahlreichen Werken zerstreuten, hier gesammelten schönen Bruchstücke freut und deshalb dieses Buch zum Ankaufe empfiehlt. 3)

Dieselbe Stellungnahme wie beim „Titan“ zeigt sich auch bei den späteren Werken, wobei namentlich Richters philosophische Anschauungen starken Widerstand finden. 4) Ebenso gefällt dem Rezensenten „Der Traum einer Wahnsinnigen“ durchaus nicht, aber er fühlt dabei deutlich, daß dieses Urteil nicht auf allgemeine Gültigkeit beim Publikum Anspruch machen könne, da er zugibt, daß dieses Werk manchem anderen sehr wohl

1) 1801, 134. — 2) 1800, 141. — 3) 1802. 3. — 4) 1807, 58.

gefallen werde. Merkwürdig findet er das darin enthaltene Gedicht Friedrich Schlegels, Pauls Manier nennt er herumschwärmend. Ganz deutlich zeigt sich jedoch die Abneigung in den Worten: „Jean Paul lehrt uns nie etwas besser, als die Natur selbst es uns sagt; sein Schleier in der Dichtung ist in der Regel wie dichter Nebel und wie eine gewitterschwangere Nacht, deren Wetterleuchten die Luft nicht vollends erhellen kann“. Diese Haltung dauert bis in die letzten Jahre der Zeitung in gleicher Weise fort, wie dies zwei Rezensionen der „Dämmerungen für Deutschland“ zeigen, die nur zum geringen Teile nach dem Sinne der Rezensenten sind, wozu man überdies die Erklärung des Titels in jedem Punkte lächerlich fand.<sup>1)</sup>

Ähnlich wie gegenüber Jean Paul stellt sich die Zeitung gegen Zacharias Werner, dessen „Wanda, Königin der Sarmaten“, dem Rezensenten wegen der romantischen Abenteuerlichkeiten, der Widersprüche zwischen der Zeit und Handlung sowie den Kleidern der Personen nicht gefällt, wobei er überdies das „Spielen mit dem Tode“ als einer dramatischen Dichtung durchaus unwürdig bezeichnet.<sup>2)</sup>

Aber vielleicht noch mehr als diese eben verhältnismäßig so wenigen Rezensionen selbst, zeigt das Schweigen über nicht unbedeutende und gewiß auch in Oberdeutschland wohlbekannte Werke die eigentliche Haltung der Literaturzeitung gegenüber der romantischen Dichtung, wenn ich nur daran erinnere, daß seit dem Jahre 1801 kein Werk eines Schlegel mehr genannt wird, wobei man insbesondere bei Friedrich Schlegels „Luzinde“ an nichts anderes als an absichtliches Totschweigen denken kann, wofür man eine offene Gegnerschaft mit dem Verfasser vermeiden wollte und aus Überzeugung das Werk nicht loben konnte.

Außerdem hatte ja Wilhelm Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen unsere Zeitung arg mitgenommen und war über ein billiges Urteil weit hinausgegangen, wenn er dort behauptet, sie sei, in der schönen Literatur vollends unnachahmlich lächerlich; nicht weniger ungerecht war es, den Rezensenten ihren bairischen Dialekt vorzuwerfen und endlich zu sagen: „Die Verfasser sind unter allen Rezensenten des Heiligen Römischen Reichs von der naivsten und offenherzigsten Dummheit: ich möchte ihnen raten, sich im gebildeten Deutschland einen Spion zu halten, der auskundschaftete, wie die Sachen dort eigentlich stehen, wovon die Rede und was die Meinung ist . . .“<sup>3)</sup> Daß auf diese Ausfälle hin das Verhalten der Zeitung nicht anders sein konnte, ist demnach völlig klar.

<sup>1)</sup> 1800, 45 u. 203/4. — <sup>2)</sup> 1810, 180. — <sup>3)</sup> Vorlesungen W. B. Schlegels in Berlin, Deutsche Literaturdenkmale (Heilbronner Ndr.), Bd. 18, Seite 34.

Ganz anders stellt sich natürlich das Verhältnis zu den Sammelwerken, wie Arnim und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“ oder Von der Hagens und seiner Mitarbeiter Ausgaben der altdeutschen Dichtungen, die in ihrem vollen Werte gewürdigt sind, wobei sich die Rezensenten des innigen Zusammenhanges mit der Romantik kaum bewußt waren, so wenig als man bei Humboldts „Ansichten der Natur“, die man als „herrliches Geschenk aus der Hand des bescheidenen Mannes“ entgegennimmt, des Verfassers Stellung in der romantischen Schule erkennt.<sup>1)</sup>

Interessant aber müßte es sein, den Umschwung der Stimmung in den Jahren um die Völkerschlacht bei Leipzig zu beobachten. Leider kann darüber die Zeitung selbst keinen Aufschluß mehr geben, da sie ja mit dem Jahre 1811 ihr Dasein beschloß. Doch eine Vermutung können wir aussprechen: Wir erinnern uns, daß Fichtes „Reden an die Nation“ durchaus vom philosophischen Standpunkte aufgefaßt und besprochen wurden und man nicht im geringsten einen Zusammenhang mit der politischen Lage entdeckte. Von E. M. Arndt, an dessen Gedichten man 1802 (17.) eine gewisse Originalität, Schönheit der Diktion und Wohlklang der Sprache rühmte, erwartet man wohl zugleich mit Spannung die Sammlung derselben, aber eine Rezension steht von dieser wie von seinen späteren noch in die Jahre der Zeitung fallenden Werken aus. Ebenso gehört auch Heinrich von Kleist zu den in unserer Literaturzeitung völlig Unbekannten und auch des Turnbaters Jahr „Deutschem Volkstum“ ist keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt, ein Verhalten, das aus den politischen Verhältnissen und insbesondere der in diesen Jahren fast völligen Trennung des deutschen Nordens vom Süden durchaus verständlich ist.

Umso mehr bin ich aber davon überzeugt, daß Arndts und Körners Gedichte der Jahre 1813 und 1814 angesichts der Erfolge der vereinten deutschen Heere auch in der „Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung“ nicht ohne Wiederhall geblieben wären und auch unsere Rezensenten begeistert und begeisternd mit sich fortgerissen hätten.

<sup>1)</sup> 1809, 50.

## Personen-Verzeichnis.

- Abbt Thomas 100  
Abel 160  
Abicht, Herausgeber d. „Phil. Journal“ 166  
Aman, Rezensent 129  
Annon, „Entwurf einer wissenschaftlich-  
praktischen Theologie“ 166  
Andres Bonaventura 121, 125  
Arndt C. M. 214  
Arnim und Brentano „Wunderhorn“ 215
- Bajedow 136  
Bibra Sigmund von 126  
Blau 125  
Blumauer 99, 205, 208  
Bönike J. Mich. 103, 119  
Born 166  
Boscamp 139  
Braun Heinrich 100  
Braune Franz Anton von 107, 108  
Brunner Josef 121  
Bürger G. Aug. 181 u. 182  
(Göttingische Blumenlese 181)  
Büsching J. Ch. 137
- Claudius 181  
Crome 155
- Dalham Florian 108  
Dannemahr 121  
Docen J. B. 129, 137  
Dorich Ant. Jos. 121, 125
- Eberhart 164  
Ebert Joh. Arn. (Episteln) 177  
Egger Christ. Ulrich 155  
Eichenburg 211  
Eichenmayer, „Philosophie u. Religion“ 173
- Feder Joh. Mich. 121, 164  
Fibig 121  
Fichte 156, 169 ff.  
Fischer (Fried. Christ. Jon. ?) 121  
Flatt 165  
Forster 97
- Frank (Jesuit) 101, 123  
Friedrich d. Gr. 141
- Gäng Philipp 104, 121  
Gärtner Corbinian 109  
Gellert 178  
Gerstenberg 97  
Gefner Salomon 177  
Giese 177  
Glein 179  
Gmeiner Franz X. 121  
Goethe 97, 126, 186 ff.  
Clavigo 186, 187  
Götschen. Ausgabe von 1790 187  
Groß Cophya 188  
Bürgergeneral 188  
Keinefe Fuchs 189  
Unterhaltungen deutscher Ausgewander-  
ten 189  
Römische Elegien, Venetianische Epi-  
gramme 189  
Alexis und Dora 189  
Musen und Grazien in der Mark 190  
Hermann und Dorothea 190  
Bekennnisse einer schönen Seele 190  
Propyläen 190  
Benvenuto Cellini 190  
Mahomed, Lantfred 191  
Natürliche Tochter 191  
Wahlverwandtschaften 191  
Wilhelm Meister 191  
Farbenlehre 192
- Gönnner (Rezensent) 153  
Grimm Jak. 129, 137  
Gruber 183  
Gutzmuths 136
- Hagedorn 178  
Hagen v. d., „Museum“ 129, 137  
Haller 178  
Harl J. Paul 152  
Hartenkeil Joh. Jak. 108, 121  
Hartleben Franz Josef 121  
Hartleben Konrad 104

- Haug Balthasar 98  
 Hegel 173, 175  
 Heidenreich 208  
 Heine Wilh. 184  
 Herbart 176  
 Herder 165, 182, 183  
   Zerstreute Blätter 182  
   Bearbeitung des Luther'schen Katechismus 135, 182  
   Gott, ein Gespräch 183  
   Humanitätsbriefe 182  
 Hieronymus Graf Colloredo 102  
 Höck J. K. 129  
 Hölderlin 212  
 Hoppenbichl Franz von 101  
 Huart J. 122, 136, 180  
 Hübner Lorenz 99, 101, 107, 210 ff.  
   (Schriften), 119, 122, 124, 125, 128,  
   129, 141, 142.  
 Hübner Ignaz 129  
 Hufeland 160  
 Humboldt 215  
 Hume David, „Ueber den Glauben“ 165  
  
 Jffland 209.  
  
 Jahn Friedrich 215  
 Jakob 166  
 Jacobi Heinrich 165  
 Jacobi Joh. Georg 142, 180  
 Jellenz Franz Kav. 121  
 Jellenz J. 115  
 Josef II. Lebensgeschichte 142  
  
 Kant 160 ff., 163  
 Karl Theodor v. d. Pfalz 101  
 Karfchin 179  
 Kästner 178  
 Kindermann Jof. Karl 121  
 Klein, Jesuit 99  
 Kleinmahrn Joh. Dam. v. 104  
 Kleinmahrn Joh. Frz. v. 108  
 Kleist Ewald v. 178  
 Kleist Heinr. v. 215  
 Klingler 183  
 Klopstock 186  
 Klotz 97  
 Kohlbrenner Franz v. 100  
 Kofegarten Ludwig, (Napoleonrede) 157, 208  
 Kobzebue 204, 208  
 Kunhard Heinr. (Anti-Stolberg) 181  
  
 La Fontaine Aug. 211  
 Lang G. Heinr. 129  
 La Roche Sophie 186  
 Lavater 133, 183  
 Leizner 121  
 Leopold II. 142  
  
 Lessing 96, 178 u. 179  
   Minna, Emilia, Miß Sampjon 179  
   Nathan 179  
   Lessings Biographie von Mendelssohn 179  
 Lichtenberg 97  
 Lichtner 178  
 Lippert 101  
 Liszkow 95  
 de Luc 149  
 Ludwig IV. 157  
 Luther 134, 182  
  
 Matthijon 207  
 Max III. Josef, Kurfürst 100  
 Max IV. Josef, Kurfürst 127  
 Meiners 164  
 Mendon Otto 95  
 Michaelis J. D. 180  
 Milbiller Jof. 102  
 Molitor 121  
 Moll Karl Ehrenbert von 108, 120  
 Montgelas Graf, Minister 127, 151  
 Moses Mendelssohn 179  
 Mozart 139  
 Müller Karl 129  
 Müller, „Darstellung des Fürstenbundes“  
   143  
 Musaeus, Volksmärchen 186  
 Mussinan 157  
  
 Napoleon 151, 154, 157  
 Niethammer 171, 172  
 Nikolai 96, 97, 123, 163, 196, 198  
 Noëmer 121  
  
 Oberthür 121  
 Olivier 129  
  
 Panzer in „N.“ 121  
 Paul Jean Richter 213  
 Paulus „Memorabilien“ 167  
 Pestalozzi 135  
 Pehl Jof. 121  
 Pfeffer 178  
  
 Rahbeck 179  
 Ramler 178  
 Reichart, Komponist 139  
 Reinhold 162  
 Reiske J. J. 179  
 Reiter Matth. 112  
 Rueff Kaspar 121  
  
 Saifer Mich. 121  
 Salat 129  
 Sandbichler Alois 109, 121, 124, 129, 160,  
   166, 167, 168, 172  
 Sauter 121



- Sehler Sophie 185  
 Shakespeare-Uebersetzung von Schlegel 211  
 Spinoza 183  
 Süßkind 166  
 Schad 172  
 Schaumann 172  
 Schelle Aug. 104, 121, 123, 125, 139  
 Schelling 171, 172 ff (gef. Werke 175)  
 Schifaneder 210  
 Schiller 192 ff.  
   Geisterseher 192  
   Historische Schriften 193  
   Kleinere prosaische Schriften 193  
   Verbrecher aus verlornen Ehre 193  
   Briefe über die ästhetische Erziehung des  
   Menschen 194  
   Gedichte 194  
   Kantienkampf 195  
   Don Carlos 198, 200, 202  
   Wallenstein 199  
   Fiesko 200  
   Räuber 201  
   Maria Stuart 201  
   Jungfrau von Orleans 202  
   Turandot 203  
   Braut von Messina 203  
   Tell 204  
 Schlegel Friedrich 211, 214  
 Schlegel Joh. Adolf 177  
 Schlegel Joh. Elias 177  
 Schlegel Wilhelm 206, 211, 214  
 Schleiermacher 176  
 Schlözer 98  
 Schmidt Josef 102  
 Schneider Eulogius 121, 142  
 Schrank 121  
 Schubart 98, 115, 142, 183  
 Schuhbauer 121  
 Schütz 160  
 Schwan, Buchhändler 99  
 Stattler Benedikt 136, 167, 168  
 Steffens 174  
 Steinhäuser 121  
 Stöger Bernhard 104, 121  
 Stolberg, Friedr. Leopold 181  
 Zief 212 u. 213  
 Tieftrunk, Philosoph. Untersuchungen, 166  
 Tittel 164  
 Thomasius 95  
 Thümmel August v. 186  
 Uj 178  
 Bierthaler Franz Mich. 104, 109, 121, 199<sup>2</sup>)  
   203  
 Vulpus 210  
 Wagner 121  
 Wagner Joh. Jak. 175, 199  
 Weber Josef 121  
 Weckherlin 98  
 Weishaupt Adam 164  
 Weiße Christ. Fel. 96, 179  
 Werner Zacharias 214  
 Wernicke Christ. 95  
 Westenrieder Lorenz 99, 112  
 Wieland 184 ff  
   Lucian-Uebersetzung 184  
   Merkur 184  
   Gedanken von der Freiheit, in Glaubens-  
   sachen zu philosophieren 185  
   Attisches Museum 185  
   Aristipp 185  
   Deutscher Barnas 185  
 Will Georg Andreas 121  
 Wismayr Joh. 121, 138  
 Wolf Peter Phil. 129  
 Zachariae 177  
 Zapf Georg Wilh. 121, 151, 153  
 Zauner Jud. Thad. 109, 121  
 Zimmermann „Ueber Friedr. den Großen“  
   142.



## Sach-Verzeichnis.

- Abhandlung, unparteiische vom Staate Salzburg 108  
Abchied vom Mönchsberge von L. Hübnert 107  
Acta eruditorum 95  
Akademie der Wissenschaften in München 100  
Alexandrinert 205  
Allgemeine Literaturzeitung 97  
Alt-Dtting 101  
Anfangsgründe, metaphysische der Rechtslehre 161  
Anhang zu Schillers Muzenatmanach 197  
Ankündigung der oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung 118  
Annalen der Philosophie von Jakob 166  
Annalen, süddeutsche pragmatische zur Literatur und Kultur 203  
Anthropologie 162  
Anweisung zum jetigen Leben 171  
Anzeigen, Frankfurter gelehrte 97  
Anzeiger, Göttinger gelehrter 153, 163  
Ardinghelfo 184  
Aristipp 185  
Aschaffenburgert Konfordat 145  
Atheismustreit 170  
Aufforderung, patriotische zur Aufmerksamkeit bei Schließung eines neuen Konfordates 145  
Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes 157  
Auffklärung in Bayern 100  
Bairische Sammlungen und Auszüge 100  
Bairerns wiederhergestellte Königswürde 153  
Bayern (geistige Entwicklung) 99  
Beiträge, monatliche gelehrte zur Literatur Oberdeutschlands 111 ff, 117  
Beiträge, oberdeutsche zur Naturlehre und Ökonomie 108  
Beiträge zum Aufenthalt der Franzosen 109  
Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie 163  
Bestimmung des Menschen 171  
Bezugsbedingungen der oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung 118  
Bibliothek, allgemeine deutsche 97, 163  
Bibliothek der schönen Wissenschaften 96  
Bibliothek, deutsche der schönen Wissenschaften 97  
Blantvers 206  
Blumenlese für 1790 180  
Briefe, die neueste Literatur betreffend 95  
Briefe über die Kantische Philosophie 162  
Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur 97  
Briefe zur Beförderung der Humanität 182  
Burghausen, sittl.=öf. Gesellschaft zu 101  
Camma, die Heldin Boariens 107  
Chronik, teutsche 98  
Chronik von Salzburg 109  
Chronik, neue von Salzburg 109  
Chronologen von Weckerlin 98  
Code Napoleon 156  
Concilia Salisburgensia 109  
Deutschlands Erwartungen vom Fürstentbunde 143  
Deutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde 155  
Don Quijote (Uebersetzung) 213  
Elemente der Pädagogik 109  
Emser Punktation 145  
Flora Salisburgensis 108  
Französische Revolution 150  
Freimaurerschriften 138  
Freimütige, der 121  
Frieden, zum ewigen 162  
Fürstentbund 142  
Geist der Sokratik 110  
Gelehrte Zeitung, Salzburger 111  
Geographische Werke 137  
Germania 155  
Getrud, wie G. ihre Kinder lehrt 135

- Geschichte der Menschen und Völker 109  
 Geschichte der oberdeutschen allgemeinen  
 Literaturzeitung 124 ff.  
 Geschichte eines dicken Mannes 163  
 Geschichtliche Werke 137  
 Gesellschaftsblatt für gebildete Stände 130  
 Gesellschaft, sittlich-ökonomische zu Burg-  
 hausen 101  
 Grundlinien einer Kritik der bisherigen  
 Sittenlehre 176  
  
 Herausgeber der oberdeutschen allgemeinen  
 Literaturzeitung 125, 129, 129  
 Herzensergießungen eines kunstliebenden  
 Klosterbruders 212  
 Hierarchisch-politische Fragen 145  
 Hüon und Amanda 185  
 Hyperion 212  
 Ich, vom Ich als Prinzip der Philosophie  
 172  
 Illuminatenorden 139  
 Intelligenzblätter Churbairische 100  
 Intelligenzblatt der oberdeutschen allge-  
 meinen Literaturzeitung 124, 128, 129  
 Intelligenzblatt Salzburger 111  
 Inbestitturftreit 144  
 Iris 180  
  
 Jahrbücher der Berg- u. Hüttenkunde 108  
 Jahrbücher der Medicinalwissenschaft 174  
 Jesuitenfrage 99, 146  
 Jesuiten, Kampfdramen der — 100  
 Jesuitenorden, Ueber die Wiederherstellung  
 des — 147  
 Journal, kritisches der Philosophie 173  
 Judenfrage 139, 148  
  
 Kleine Schriften Kant's 161  
 Klosteraufhebung 146  
 Mittelvers 207  
 Konfordsatzfrage 145, 152  
 Krieg mit Frankreich 150 f.  
 Kritik der praktischen Vernunft 161  
 Kritik der Urteilsraft 161  
 Kritik der ästhetischen Urteilsraft 161  
  
 Lienhart und Gertrud 135  
 Literaturzeitung, Allgemeine 97, 122, 126,  
 137, 139, 160, 165  
 Literaturzeitung von Salzburg 199<sup>2)</sup>, 203  
 Literarischer Verkünder 131  
 Luzinde 214  
  
 Magazin, Göttingisches der Wissenschaft  
 und Literatur 98  
 Magazin, neues philosophisches, 166  
 Mann, der am Kapitol 115  
 Mannheim und die Pfalz 99  
  
 Mathematische Werke 137  
 Matrone von Ephesus 179  
 Medizinisch-chirurgische Zeitung 108  
 Medizinische Werke 137  
 Meistergejang, über den deutschen 129, 138  
 Menschenhaß und Reue 208  
 Merkur, teutscher 184  
 Messias 180  
 Metakritik der reinen Vernunft 165  
 Metaphysische Anfangsgründe der Natur-  
 wissenschaft 161  
 Metrische Bemerkungen 205  
 Mitarbeiter der Oberdeutschen allgemeinen  
 Literaturzeitung 120 ff., 129, 153  
 Möglichkeit, über die einer Philosophie  
 überhaupt 172  
 Monatsgespräche 95  
 Mönchen, Wie macht' ich's mit den — 108  
 Moniteur 154  
 München, 99, 127  
 Musenalmanach Salzburger 107  
 Museum, Pfälzisches 99  
 Museum, Pfälzbaierisches 99  
 Museum von Bon der Hagen 129, 137  
 Musikalische Rezensionen 139  
 Nachrichten, Münchner Staats= 101  
 Nachrichten vom . . . Schwabia 108  
 Nathan der Weise 179  
 Naturwissenschaftliche Werke 137  
 Nebenstunden des Berg- u. Hüttenmannes  
 108  
 Neue Oberdeutsche allgemeine Literatur-  
 Zeitung 129  
 Nuntiaturfrage 146  
  
 Octavia (Roxebues) 209  
  
 Pädagogik 176  
 Patriot in Bayern 100  
 Patriotismus, etwas vom P . . . 143  
 Philosophische Werke 137  
 Philosophisches Journal von Fichte und  
 Niethammer 171  
 Philosophisches Magazin 165  
 Philosophie, Werke aus der — 136, 159  
 Politische Werke 140 ff.  
 Preßfreiheit und deren Grenzen 140  
 Preußens Zusammenbruch 1807 155  
  
 Rechte des deutschen Kaisers gegenüber dem  
 Papste 144  
 Rechtswissenschaftliche Werke 137  
 Redakteure der Zeitung 125, 128, 129  
 Reden an die deutsche Nation 156  
 Reichsdeputation vom Jahre 1800 149  
 Reichsdece 144  
 Reichstagsliteratur 149  
 Reichsverfassung 152

- Reisen von Bierthaler 110  
 Reisen in die mittäglichen Provinzen von  
 Frankreich 186  
 Religion innerhalb der Grenzen der Ber-  
 nunft 161  
 Rheinbund 154  
 Rheinischer Bund 155  
 Rheinische Bundeszeitung von Heidelberg  
 155  
 Romantische Dichtungen (Tief) 212  
 Rosen auf das Grab Friedrich des Großen  
 141  
 Salzburg, literarische Verhältnisse 102  
 -- kirchliche Reformen 103  
 -- Schulwesen 104  
 -- Zensurgesetz 105  
 -- Bezirke 106  
 -- Theater 106  
 -- Schöne Literatur 107  
 -- Wissenschaftliche Arbeiten 108 f.  
 Sonett 205  
 Spion, Der englische, Trauerspiel 107  
 System der Idealphilosophie 175  
 System der Philosophie 175  
 System der Sittenlehre 170  
 Schillers Feier 204  
 Schreibtisch 99  
 Schriften vermischten Inhaltes 138  
 Schulwesen 135  
 Schwaben 98  
 Staatsanzeigen 98  
 Staatszeitung, Münchener 110  
 Staatszeitung, Oberdeutsche 111  
 Stanze 206  
 Statistische Werke 137  
 Sternbalds Franz Wanderungen 212  
 St. Peter 105  
 Streit der Fakultäten 162  
 Tancred von Lorenz Hübner 107  
 Tendenz der Oberdeutschen allgemeine Lite-  
 raturzeitung 123  
 Theaterfreund 100  
 Theater in München 101  
 Theaterwochenblatt für Salzburg 106  
 Theologische Werke 132  
 Titan 213  
 Topographien Hübners 112, 139  
 Traum einer Wahnsinnigen 213  
 Tübinger Musenalmanach 213  
 Uebersetzungsliteratur 138  
 Unabhängigkeitsbestrebungen Josef II. 145  
 Ungeheuer, das graue 98  
 Urtheil über die Oberdeutsche allgemeine  
 Literaturzeitung 126, 175, 214  
 Verhältnis zu Frankreich 150 ff.  
 Verhältnis zu Oesterreich 151  
 Verhältnis, über das der bildenden Kunst  
 zur Natur 175  
 Verlag der Oberdeutschen allgemeinen Lite-  
 raturzeitung 123, 125, 129, 130  
 Verträge, freie 207  
 Volksmärchen, Deutsche 186  
 Vossischer Musenalmanach 179, 180  
 Waisenhausdruckerei 119  
 Wanda, Königin der Sarmaten 214  
 Wanderungen durch Salzburg 110  
 Welscherin Philippine 210  
 Weltseele 172  
 Wesen, über das der Gelehrten 172  
 Wiener Literatur 131  
 Wissenschaftslehre, über den Begriff der —  
 170  
 Xenienkampf 195  
 Zauberflöte 210  
 Zeitungen, Hamburger 95  
 Zeitungen, Münchner polit. 101  
 Zensur (Bayern) 99, 115  
 Zerbino 112  
 Zölibat ist aufgehoben, Lustspiel 147  
 Zölibatsfrage 133, 147  
 Zuchauer in Bayern 102, 113  
 Zuchauer in Salzburg 113

